Philosophie

über die

Leiden der Menschheit

ein Lesebuch für Glückliche und Unglückliche,

speculativen und populairen Inhalts,

herausgegeben

von

Karl Heinrich Heydenreich.

Dritter Theil.

Leipzig,

bei Friedrich August Leupold.

1799.

Inhalt.

I. Ideen zu einer Theodicee für Leidende (Fortsetzung). Seite 1.

II. Anekdoten über Verirrungen, Ausschweifungen und unglückliche Schicksale der Gelehrten. S. 87.

III. Psychologische Bemerkungen über die Hypochondrie. (Fortsetzung.) S. 129.

IV. Der Tempel des Todes, nach Gryphins bearbeitet. S. 155.

V. Apologie der Todesstrafen, in Briefen. S. 173.

VI. Nachrede, eine Recension des ersten Theiles dieses Werks in der Jen. allgemeinen Literat. Zeitung betreffend. Seite 229.

Ideen zu einer Theodicee

für

Leidende

oder

über die Harmonie der Leiden der Menschheit mit ihrer moralischen Bestimmung und die sich daraus ergebenden Gründe der Seelenruhe für Unglückliche.

(Fortsetzung.)

II.

Leiden des Menschen, die aus seiner Abhängigkeit vom Schicksale entspringen.

Es ist erhebend für den Menschen, sich in der Allgewalt seiner sittlichen Freiheit selbst zu fühlen; allein auf der andern Seite ist es für ihn ein niederdrückender Gedanke, daß sein Dasein und Leben in der Sinnenwelt und eine Menge damit verknüpfter Kräfte, Eigenschaften und Verhältnisse von fremden außer dem Kreise seiner Freiheit liegenden Ursachen herrühren und durch solche fortdauern. Er kann, ohne sich zu widersprechen und zugleich herabzuwürdigen, nicht fragen: „warum bin ich frei? warum ein moralisches Wesen?“ denn wenn er nicht ganz entartet ist, so kann er nicht anders sein wollen, so kann er sich sein Sein

gar nicht anders denken. Aber allerdings darf er, wenn er seinen Standpunkt in der Welt bemerkt, fragen: „warum bin ich auf dieser Er„de? warum ein Kind, Pflegling und endlich „das Opfer dieser Elemente? warum ward „mir dieses Leben, warum unter diesen Si„tuationen? Alles dieses ist mir aufgedrungen: „man hat mich nicht darum gefragt; ohne mein „Vorwissen und meine Beistimmung bin ich „mit meinem Uebergange ins Leben in eine Scla„verei versetzt, aus der ich mich zu reißen nie „fähig bin, und in welcher ich nicht einmahl „einen Plan absehe.“

Sein innres sittliches Leben bildet der Mensch selbst; das Gefühl seiner sittlichen Kraft und seines sittlichen Gehalts, das Bewußtsein seines jedesmahligen Verhältnisses als sittliches Wesen einerseits zu der Vergangenheit, anderseits zu der Zukunft hängt von der Freiheit seines Willens ab: er ist Schöpfer seines Charakters, seiner Entschlüsse und ihrer sittlichen Folgen; in dieser Sphäre kann sich ihm eine

fremde Gewalt nicht aufdringen, und er kann nie, ohne sich zugleich selbst Lügen zu strafen, sagen, daß er zu irgend einer That wider seinen Willen blindlings hingerissen worden sei. Wie so ganz aber auch diese Sphäre sein eignes Werk ist, so hat er dennoch zugleich auch sein Schicksal, und ist in Hinsicht seiner ganzen äußern Lage von fremden Kräften abhängig, deren Spiel sich an die Entschlüsse seines Willens, an seine Plane und Wünsche nicht kehrt, sondern gleichsam nach blinder Laune seinen eignen Gang verfolgt. Wäre der Mensch kein sittliches Wesen, trüge er nicht das erhabenste aller Gefühle, das der Freiheit, in seinem Innern: so würde es ihn nicht einen Augenblick niederschlagen, daß er überhaupt unter einem Schicksale steht; er hätte dann von einer andern Art des Daseins und Wirkens gar keine Idee, und, bestimmt immer nur zu leiden, würde er sein einziges Streben auf eine möglichst angenehme Passivität richten. Allein wer einmahl jenes große Gefühl in seinem Bewußtsein trägt, der möchte es durchaus herrschend machen, der kennt nichts Unerträglicheres

als eine Gewalt außer ihm, der er nicht widerstehen kann. Selbst wenn diese Gewalt ihm wohlthätige Wirkungen entgegenträgt und ihn zum Glücke führt, so ist sie ihm dennoch in so fern widrig, als er sich dabei unter dem Einflusse eines Mechanism fühlt, der seinen Willen nicht untergeordnet ist. Sein höchstes Interesse geht dahin, alles rings umher nach seinen Gesetzen zu behandeln, aber nie selbst von Kräften außer ihm behandelt zu werden. Kurz, er will schlechterdings und in jeder Rücksicht frei sein.

Der Mensch würde sich von dieser Seite nicht beruhigen können, wenn er nicht durch seine moralische Bestimmung begriffe, daß die Unterwürfigkeit unter eine Natur und einem Schicksale eine nothwendige Bedingung der Ausführung jener ist, und wenn er nicht durch seine Freiheit gewisser Maßen und zwar auf eine seine Cultur befördernde Art über sein Schicksal herrschen könnte.

Der Mensch als sittliches Wesen mußte überhaupt unter dem Einflusse einer Natur stehen und einem Schicksale unterworfen sein; er sollte sich seinen Werth selbst ertheilen, und die Erwerbung wahren Werthes war für ihn nur durch Ueberwindung von Hindernissen möglich. Ihn in seiner vollen sittlichen Freiheit in eine Sinnenwelt stellen, die nach Gesetzen der Nothwendigkeit regiert wird; ihm eine Macht entgegensetzen, die er zwar immer bekämpfen, aber nur bis auf einen gewissen Grad sich unterwerfen kann; sein innres sittliches Wesen, dessen Kraft in ihm selbst liegt, in eine unauflösliche aber unbegreifliche Verbindung mit einem physischen Leben bringen, dessen Plan im Ganzen eine unbekannte aber mächtige Hand vorzeichnet: dieß gehörte wesentlich zu der Lösung des Problems seiner Bestimmung. Achtet und liebt er diese Bestimmung, geht sein höchstes Interesse auf die Würde seines Daseins als eines sittlichen Wesens; so muß er auch jenes Verhältniß wollen, und seine Abhängigkeit vom Schicksale darf ihm keine Unruhe, keine Unzufriedenheit verursachen.

Allein, obschon er sich von dem Einflusse der Natur und des Schicksals nicht losreißen kann, so kann er sich dennoch bis auf einen sehr hohen Grad über ihn erheben; ja er kann sich so unabhängig von demselben machen, daß die Wirkungen desselben ihn im Kreise seines moralischen Lebens nicht stören, daß, wenn ihm auch äußere Verhältnisse unwiderstehlich aufgedrungen werden, dennoch seine Gesinnung, die Zwecke und Entschlüsse seines Willens nur von seiner Freiheit abhängen. Er ist also in so fern über der Natur und dem Schicksale, als er sich seine sittliche Selbstständigkeit vindiciren und unter allen Umständen Er selbst bleiben kann, als er es vermag von jedem unvermeidlichen Ereignisse, welches ihn trifft, einen freien seinen guten Zwecken angemessenen Gebrauch zu machen. So zieht er gewisser Maßen die Sphäre seiner Nothwendigkeit in die Sphäre seiner Freiheit, und ist von allen Seiten frei, wie es nur immer ein endliches Wesen sein kann. Je reiner und fester seine Seelengüte ist, je entschiedener seine Herrschaft über ihn selbst, um so größer der innre

Friede, der ihm durch seine Selbstmacht über das Loos seines irdischen Lebens wird. Sich von allen Mächten der Erde umringt, und in vielen Situationen von ihnen bestürmt wissen, und dennoch im Kreise seiner sittlichen Freiheit nur nach den höchsten Vernunftgesetzen handeln; seinen Willen unter allen Wendungen des Schicksals auf die edelste Weise geltend machen; sich in seinen guten Vorsätzen durchaus treu bleiben, und so sich in seinem Innern eine Welt bilden, wo man frei und allein herrscht, völlig befriedigt durch sein Selbstgefühl und das Zeugniß seines Gewissens: — dieß muß eine Beruhigung gewähren, welche die Seele auch in den bedrängtesten Lagen aufrecht hält, und ihr zur Ueberwindung auch der bittersten Leiden des Lebens Fassung und Standhaftigkeit mittheilt.

Auch Menschen ohne Religion können sich diese Beruhigung wegen ihrer Abhängigkeit vom Schicksale geben, wenn sie nur das Gefühl ihrer Freiheit und das Bewußtsein ihrer moralischen Pflicht und Würde zur höchsten möglichen Stär-

ke erhoben haben. Warum sollte der Atheist, in welchem Kraft und Interesse für Tugend herrscht, unfähig sein, die Bitterkeit des Gedankens der Gewalt der Natur über sein sinnliches Dasein durch das Gefühl seiner moralischen Selbstständigkeit und Unbezwinglichkeit zu mildern; warum sollte nicht ihn auch, wenn ihn dieser Gedanke niederzubeugen droht, die Ueberzeugung erheben, daß das Schicksal auch durch die härtesten Drängnisse und die verführerischesten Versuchungen über sein innres sittliches Leben nichts vermag. Er verzweifelt freilich an einer weisen und gütigen Auflösung aller Geschicke, die ihn treffen; allein nichts desto weniger muß die Vorstellung der Hoheit seiner freien moralischen Natur ihm eine Quelle von Zufriedenheit sein. In der Mitte der Seelenleiden, die ihm der Gedanke eines Weltalls ohne Gott verursacht, muß es ihm Trost sein, daß er zu sich sagen kann: „ich vermag es in dieser Welt „des Ungefährs, mir durch meinen Willen einen „Kreis zu bilden, innerhalb dessen ich nach mei„nen eignen Gesetzen herrsche; und wie plan-

„los auch alles rings um mich her ist, so kann „ich dennoch alles meiner Vernunft unterwer„fen, und keine Laune des blinden Schicksals „ist so tyrannisch, daß sich ihre Wirkungen nicht „zur Harmonie mit meinem innern sittlichen „Leben fügen müßten, wenn ich meine Selbst„macht aufbiete und mein Wille sie zum Dien„ste für seine Zwecke auffaßt. Strebe ich nur „mit unerschütterlicher Kraft nach dem Guten, „so kann ich jedes Leiden, welches fremde Kräf„te mir aufdringen, in ein willkommnes Mit„tel meiner sittlichen Vollendung verwandeln.“ Gesetzt auch, es wäre unmöglich, daß der Gotteslängner durch diese Gesinnung eine reine und dauernde Zufriedenheit gewönne, so ist doch unbezweifelt gewiß, daß er für sein Dasein keinen schönern und erhabenern Gesichtspunkt fassen kann als diesen, und daß der Gedanke der Herrschaft eines blinden Schicksals über ihn außerdem nicht anders als trostlos und verzweiflungsvoll sein würde.

Bei voller Gesundheit der Seele kann der Mensch von entwickeltem moralischen Bewußt-

sein nicht Gotteslängner sein; der Atheism eines solchen Wesens ist Gemüthskrankheit, Folge einer Verstimmung seiner Kräfte, durch welche es ihm möglich wird, in fortdauerndem innern Widerspruche zu beharren, und die einzige Möglichkeit auszuschlagen, sich im Bewußtsein seiner moralischen Verpflichtung, seiner Würde und seines Endzwecks, selbst zu verstehen *). Ein Mensch von gesundem Geiste und Herzen ist dieses Zustandes nicht fähig; sich in seiner moralischen Natur rein und vollständig *anerkennen* und zur Religion übergehen, ist für ihn eins. So gewiß als für ihn die Gesetzgebung der sittlichen Vernunft und die durch sie erklärte allgemeine sittliche Ordnung ist, so gewiß sind für ihn Gott, Zukunft und Unsterblichkeit. Nur der religiöse Mensch kann der reinsten und dauerndsten Seelenruhe genießen, welche für sittliche endliche Wesen möglich ist; er allein wird des Glückes theilhaftig, mit dem Plane des Uni-

*) Ich glaube dieses einleuchtend genug in meinen Briefen über Atheismus (Leipzig, Martini, 1796) gezeigt zu haben.

versums zufrieden zu sein, und auf eine für die Zukunft vorbereitete Harmonie der moralischen und physischen Welt mit fester Zuversicht zu vertrauen. Eine ungemischte Ruhe fordert er um so weniger, da er durch seine Bestimmung als sittliches endliches Wesen begreift, daß sie ihm nach seinen Verhältnissen auf dieser Erde nicht zukommen konnte und durfte. Eingedenk dieser Nothwendigkeit, und in seiner ganzen Gesinnung vom Interesse und der Liebe für den Endzweck der moralischen Wesen geleitet, leistet er willig auf ein Loos Verzicht, welches ihm nur um den Preis des Verlustes seiner Würde und Theilnahme an dem Reiche der Tugend und Vollendung werden könnte *).

In den Augen des religiösen Menschen steht jene unvermeidliche Nothwendigkeit der Lebensverhältnisse in der Sinnenwelt, die für den Gottesläugner blindes Schicksal ist, unter der Lei-

*) S. die Einleitung zur ersten Abhandl. d. isten B. und diese Abhandl. selbst.

tung einer heiligen, weisen und allmächtigen Gottheit. Allein diese Ueberzeugung bestimmt ihn nicht etwa zu einer leidentlichen Hingebung an die äußern Umstände, zu einer mißverstandnen kraft- und thatlosen Unterwerfung unter die Regierung jenes verborgnen Wesens; vielmehr bekräftigt und belebt sie seinen Vorsatz, seine Freiheit im willigen Dienste der moralischen Vernunft zu dem höchsten Grade der Stärke zu erheben, ihr die möglichst ausgebreitete Wirksamkeit zu verschaffen und jedes Geschick *mit nie ermüdender* Selbstmacht für die Cultur seines Herzens zu verwenden. Die innre Stimme seiner moralischen Vernunft ist ihm Gottes Stimme: „Bekämpfe“ ruft sie ihm zu „die Nothwendigkeit, so viel du kannst; löse die Bande der „Abhängigkeit von Allem außer dir immer mehr „und mehr; betrachte jedes Geschick, welches „auf dich eindringt, wie eine neue moralische „Aufgabe, die du durch einen weisen Gebrauch „davon zu lösen hast; unterwirf das Unvermeid„liche deinen guten Zwecken, und glaube, daß „du Gott am würdigsten und wohlgefälligsten

„dienst, wenn dein Herz über die Schicksale „herrscht, die er dir zu deiner Prüfung sen„det.“ In dem Verhältnisse, wie er dieser Stimme folgt, muß er immer mehr an innerm Frieden gewinnen; und da er mit entschiedener Zuversicht an eine weise Regierung der Welt glaubt, so verschwindet alles Beunruhigende des Gedankens, daß er den Lauf seiner Geschicke nicht lenken kann, und sich in den Hauptverhältnissen seines Sinnenlebens unter die Gesetze einer unvermeidlichen Nothwendigkeit fügen muß. Das Vertrauen auf seine eigne sittliche Kraft, und das Vertrauen auf die Vorsehung wirken kräftigst zusammen, um ihn seine Würde, den Werth und das Glück seines Daseins auf eine erhebende Weise fühlen zu lassen.

Sobald der Mensch, besitze er nun Religion oder nicht, sich, in Hinsicht seiner Abhängigkeit von Natur und Schicksal überhaupt, die möglichste Beruhigung gegeben hat, so gewinnt die Erde, sein Wohnplatz für den Raum des Daseins, eine andre Gestalt: er überläßt sich

mit Heiterkeit ihrer Betrachtung; er mißt das Verhältniß ihrer Kräfte und Wirkungen zu ihm; er sucht alle mögliche Geschicke und Zustände zu übersehen, die für ihn möglich sind, und giebt sich auf diese Weise eine feste und edle Fassung, um jedes Loos, welches ihm werden dürfte, standhaft, zweckmäßig und weislich aufzunehmen und zu verwenden.

Für den Menschen ohne Religion bleibt es immer eine trostlose Wahrheit, daß sein Schicksal, so wie das aller andern ihm gleichen Wesen, mit den Gesetzen der moralischen Ordnung nicht zusammenstimme. Wenn er auch von den Lebensverhältnissen, die ihm aufgezwungen sind, den sittlich besten Gebrauch macht, von jedem Geschicke für sein sittliches Leben den größten möglichen Gewinn zieht, und so sich im frohen Gefühle seiner Kraft und seines Werthes erheben kann; so bleibt es doch niederschlagend und empört immer von neuen, daß allgemeine sittliche Ordnung und Weltregierung nur eine Idee der Vernunft sei, daß Natur und Schicksal nie

in Uebereinstimmung mit den Gesetzen derselben kommen werden. Diesen Gedanken kann der Gotteslåugner nie überwinden, und ihm doch auch nicht entweichen; er begegnet ihm bei jedem Blicke, den er in seine innre und in die Außenwelt wirft, und führt allezeit dieselbe niederschlagende Wirkung mit sich. Je selbstständiger, freier und edler er sich als sittliches Wesen fühlt, um so unerträglicher muß ihm die Gewißheit werden, daß er bei allem seinem Werthe doch immer unter dem Einflusse von blinden Kräften bleibt, die keines Werthes fähig sind, und daß diese über sein Leben, seine Geschicke, seine Dauer und seinen Tod entscheiden. Glücklich genug, wenn er sich in dieser Hinsicht eine feste Resignation geben kann, ohne das hohe Interesse für seine sittliche Würde und seinen Enthusiasm für die Freiheit und Reinheit seines sittlichen Lebens aufzuopfern.

Der Mensch von Religion betrachtet Natur und Schicksal als das Werk der höchsten Weisheit. Ueberzeugt, daß der verborgene Urheber derselben alle ihre Wirkungen nach den Gesetzen

der vollkommen sittlichen Ordnung vorher bestimmt hat, und sie unausbleiblich zur Harmonie mit denselben hinleitet, nimmt er jedes Geschick mit der Gesinnung kindlicher Ergebung auf, betrachtet dasselbe als ein Gebot seines Gesetzgebers, in einer neuen Situation seine moralische Kraft auf die beste und edelste Weise zu zeigen, und ist weit entfernt von der Vermessenheit, das erhabenste Wesen meistern zu wollen, weil er in der Natur, die ihn umgiebt, und in den Geschicken, die ihn treffen, *keine* Uebereinstimmung mit den Gesetzen der moralischen Ordnung bemerkt. Seine Bestimmung ist ihm durch Bewußtsein und Vernunft vollständig und unzweideutig genug angekündigt, als daß er nicht selbst gestehen sollte: daß die Epoche seines jetzigen Daseins eine Epoche der Prüfung und Selbsterziehung zur Sittlichkeit ist, daß er in ihr die ersten Versuche macht, seiner Freiheit eine feste Richtung auf das Gute zu geben, und Ordnung und Harmonie über sein innres sittliches Leben zu verbreiten, daß er also gegenwärtig nicht in eine Welt gesetzt werden

durfte, wo die Geschicke dem sittlichen Gehalte der Gesinnungen und Handlungen der Wesen angemessen sind, vielmehr Glied einer solchen Verbindung sein mußte, wo die Naturkräfte von allen Seiten Einfluß auf ihn haben, ohne sich in ihren Einwirkungen nach seiner Moralität zu richten.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet er auch sein Leben auf der Erde nach allen Verhältnissen, die nicht von ihm herrühren: es befremdet ihn nicht, wenn er den Lauf desselben und die sonderbaren Windungen seines Schicksals in keiner bemerkbaren Harmonie mit der sittlichen Ordnung findet; indem er die Auflösung derselben dem heiligen und allmächtigen Wesen überläßt, welches über die Zukunft gebietet, ist er immer nur bestrebt von seinen Kräften und Situationen als Naturwesen den besten möglichen Gebrauch zu machen, und sich dadurch die innere Befriedigung seines Gewissens und ein Selbstgefühl zu geben, bei welchem er der Folgezeit, die ihn erwartet, ruhig entgegensehen kann.

Ehe ich in dieses Einzelne dieses reichhaltigen und höchst wichtigen Gegenstandes gehe, und mich auf die vorzüglichsten Mißgeschicke, die den Menschen treffen können, einlasse, muß ich vorher noch einige Grundsätze und Bemerkungen über diejenige Erziehung, Leitung und Stimmung der Gemüthskräfte aufstellen, welche alle wahre und sichre Beruhigung vorbereitet und unterstützt.

Anhang
zu der II. Betrachtung.

Ich habe im Eingange dieses Abschnitts gesagt, ein Mensch könne vernünftiger Weise nicht fragen: warum bin ich ein sittliches Wesen? er müsse dieses sein wollen, und könne sich gar nicht anders denken. Man kann hier auf die Frage gerathen, **ob nicht ein Mensch sich bloß dadurch unglücklich fühlen könne, daß er ein Mensch ist**, und ob es nicht unter der großen Menge möglicher Leiden unsrer Gattung auch die selsame Art gebe: **Leiden über sein Dasein als Mensch überhaupt.** Ich bin nicht nur davon überzeugt, daß diese Art **möglich** ist, sondern sogar davon, daß es nicht wenig solche Leidende **wirklich** giebt, denen ihr Dasein als Mensch zur

Last fällt. Da ich in dem Ganzen dieser Abhandlung nirgends eine passendere Stelle für diesen Gegenstand finde, so nehme ich hier Gelegenheit, etwas umständlicher darüber zu sprechen.

Wie ist es möglich, daß ein Mensch kein Mensch sein will? Ich antworte, dadurch, daß er ein ganz verwilderter oder doch kein vollkommen entwickelter Mensch ist; denn ein vollkommen entwickelter Mensch kann nicht anders als ein Mensch sein wollen. — Jene Nichtswürdigen verdienen gar keine Rücksicht, die ihr Dasein hassen, weil jede edle Anlage der Menschheit in ihnen schläft, und denen ihr Leben nur als eine Quelle der Wollust und des Genusses schätzbar ist; sie sind nicht einmahl halbe, sie sind gar keine Menschen. Kein Wunder, daß sie, wenn sie sich allen Begierden preis geben, sehr bald an die Grenzen der menschlichen Genußfähigkeit kommen, daß ihre Empfänglichkeit für jede Freude, deren sie in ihrer Verwilderung fähig sind, sich allmählig abstumpft, und daß ihnen dann, wenn sie alle Lüste erschöpft haben, ihr

Dasein zu einer Last wird, die sie lieber abwürfen. — Allein auch Menschen, welche ihre höhern Kräfte bildeten, und durch ihr starkes und zartes sittliches Gefühl schätzbar sind, können dahin ausarten, daß ihnen ihr Dasein als Menschen widrig ist. Die Bemerkung der Schranken, die der Menschheit in jeder Rücksicht gesetzt sind, hat für manche Gemüther etwas Trostloses. Wenn sie berechnen, wie wenig ein Mensch bei der größten Anstrengung seiner Kräfte an Erkenntniß des Wahren und der sittlichen Cultur gewinnt, wie ihn jeder Schritt, den er vorwärts thut, nur seinen ungeheuern Abstand von dem Ziele, nach dem er so sehnlich verlangt, um so empfindlicher fühlen läßt, so sinkt ihr Muth gänzlich: je erhabener das Ideal ist, welches ihnen vorschwebt, um so verächtlicher wird ihnen ihre unbedeutende Annäherung an dasselbe; und zu edel, um sich für ihren Unmuth und die Ertödtung ihres vormahligen Enthusiasmus an niedrigen Freuden des Lebens schadlos zu halten, werden sie allmählig zum Hasse ihres Daseins bestimmt, und nähren den

unnatürlichen Wunsch, lieber nicht, als Menschen zu sein. Sie würden nicht zu diesem Grade der Entartung herabsinken, wenn sie so glücklich wären, ihren erschlaffenden Muth durch Glauben an Gott und Hoffnung auf Zukunft stützen zu können. Allein da sie dieses entbehren, so giebt es für sie kein Rettungsmittel: die ganze sittliche Ordnung erscheint ihnen als ein trügerischer Traum des menschlichen Herzens; das Edelste der Menschheit verwandelt sich in ihren Augen in eine nichtswürdige Kleinigkeit; sie sehnen sich eine Welt zu verlassen, wo man (ich rede in ihrem Geiste) nur der beste Mensch zu sein braucht, um der Elendeste zu werden, und, um Zufriedenheit mit ihr zu empfinden, sein Herz bis zum Schlafe alles moralischen Gefühls verhärten und seinen Trieb nach Wahrheit, Einheit und Harmonie der Seelenkräfte ertödten muß. Wenn jeder Mensch von entwickeltem moralischen Bewußtsein, der jedoch zugleich keine Religion besitzt, gemüthskrank ist, so sind jene es im höchsten Grade: denn die Folgen ihres Unglaubens führen sie, wenn sie in

ihrer Krankheit consequent sind, zum Selbstmorde; wagen sie auch diese Handlung selbst nicht, so nähren sie doch ununterbrochen die Gesinnung des Selbstmörders, und halten Nichtsein für besser als Dasein. — Mir fällt hier eine Frage ein, die wenigstens die Neugier reitzen kann: Sollte es nie einen Menschen gegeben haben, der, so wie sich seine Vernunft zur Reife des Selbstdenkens entwickelt hatte, nach bestmöglichster Ermessung der Kräfte, Verhältnisse und der ganzen Lage der Menschheit das Loos des Erdenlebens ausgeschlagen, und mit dem freien Entschlusse, kein Mensch sein zu wollen, den Schauplatz verlassen hätte; einen Menschen, der, so wie er sich in der Welt orientirt hätte, unmuthig über die Schranken, Räthsel und Widersprüche der menschlichen Natur, sogleich wieder zurückgegangen wäre? Ich sehe wenigstens keine Unmöglichkeit; konnte jener Alte sagen: vitam nemo acciperet, si daretur scientibus, warum soll es nicht einen feurigen Jüngling geben können, der Gewißheit über Zukunft und Unsterblichkeit für unmöglich hält, und

lieber Vernichtung als ein Menschenleben ohne Ueberzeugung von seiner Fortdauer wählt. Einen Menschen habe ich gefunden, der in der Blüthe seiner Jahre den unverdächtigen Entschluß erklärte, daß der Augenblick, wo er sich von seiner Vernichtung überzeugte, auch der Augenblick seines Untergangs sein sollte. Bei gesunder Seele ist indessen diese That nicht möglich; denn niemand kann bei gesunder Seele je Gewißheit von seiner Vernichtung haben, weder durch subjeetive noch durch objective Gründe der Wahrheit.

III.

Ueber Fassung, Gegenwart des Geistes, Selbstmacht und Standhaftigkeit in widrigen Schicksalen.

Ich glaube im vorhergehenden Abschnitte überzeugend genug dargethan zu haben, daß eine entschiedene Beruhigung über unsre Abhängigkeit von Natur und Geschick nur dadurch möglich ist, daß wir unter allen Umständen unsre Freiheit und Selbstständigkeit behaupten, von jedem Loose, welches uns trifft, den vollkommensten Gebrauch für unsre moralische Cultur machen und von einer Vorsehung und weisen Weltregierung überzeugt sind. Allein unmöglich werden wir in allen Fällen auf diesem Wege zur Befriedigung gelangen, wenn wir nicht zuvörderst unsern Gemüthskräften in Beziehung auf das Schicksal eine solche Erziehung gegeben haben,

durch welche sie fähig und fertig sind, bei Allem, was uns in der Welt erwartet, für unsre Ruhe zusammenzuwirken. Diese Erziehung ist die Bildung derselben zur Fassung, Gegenwart des Geistes, Selbstmacht und Standhaftigkeit; ohne sie sind alle übrige Mittel des Trostes und Seelenfriedens unsicher und unzuverläßig: selbst die Religion verläßt den Dulder in vielen Fällen, wenn er nicht durch jene Eigenschaften unterstützt wird.

1) Jeder Mensch mache sich im Allgemeinen mit der Erde und der Natur bekannt, um sein Verhältniß zu ihren Kräften und Wirkungen vollständig und genau zu fassen. Die wichtigsten Schicksale, die ihn als lebendes Wesen in der Sinnenwelt treffen können, rühren zunächst von ihr her. Er mache sich vertraut mit ihren erschaffenden, erhaltenden und zerstörenden Kräften, und erforsche die Gesetze, nach denen sie wirken; er gehe muthig an die Quellen, aus denen die physischen Uebel der Menschheit folgen, und scheue sich nicht auch die vergifteteste in der Nähe zu betrachten.

Man hat schon viel über eine Macht gewonnen, welche man bekämpfen soll, wenn man sie ganz kennt. Mit vorzüglicher Genauigkeit studire er den Körper des Menschen, dringe so tief als möglich in seine Natur ein, mache sich mit den Bedingungen seines Lebens, seiner Dauer und seines Wohlstandes, dann aber auch mit den Ursachen seiner unausbleiblichen einstigen Auflösung, seiner Gebrechen und Krankheiten bekannt, erwerbe sich endlich eine möglichst reichhaltige Kenntniß der besten und sichersten Mittel seine Gefahren abzuwenden, und die Uebel, die ihn treffen, zu heben.

2) Jeder Mensch studire die Menschen so tief und ausgebreitet, als er immer kann. Ein großer Theil seiner Schicksale hängt von dem Gebrauche ab, den sie von den Kräften und Theilen der Natur überhaupt und in Beziehung auf ihn machen; ja man könnte ohne Ungerechtigkeit und Uebertreibung sagen, daß weit mehrere Leiden der Menschheit aus dieser Quelle entspringen, als deren unmittelbar von der Natur selbst herrühren. Je mehr wir die Menschen kennen,

um so richtiger vermögen wir zu berechnen, bis auf welchen Grad wir ihnen unser Vertrauen schenken, und was wir überhaupt von ihnen erwarten können: wir sind dann um so sichrer, nicht durch sie getäuscht zu werden; wir können ihren Angriffen und Mißhandlungen zuvorkommen, oder, wenn sie schon eingetreten sind, uns um so kräftiger und wirksamer vertheidigen. Wenn wir auch durch ein solches Studium der Menschen zur Verachtung der Pluralität derselben gestimmt werden, so verlieren wir dennoch durch diese Stimmung nicht so viel, als wir dadurch gewinnen. Der Minorität der guten, edlen Menschen ist unsre Achtung und Liebe um so mehr gesichert; und was die Mehrheit der Schlechten und Bösen betrifft, so ist unsre Ruhe um so weniger gefährdet, je mehr wir jene kennen.

3) Jeder Mensch studire sich selbst, fasse seinen Charakter nach allen seinen Eigenthümlichkeiten deutlich, verfolge seine Neigungen in alle ihre verborgenen Wendungen, Schleichwege und Schlupfwinkel; er berechne seine Kraft und sei-

ne Schwäche, und sei besonders auf diejenigen Seiten aufmerksam, von denen seine Selbstmacht am leichtesten nachgiebt und unterliegt. Der Mensch ist vor ihm selbst oft am wenigsten sicher: er überrascht und hintergeht sich selbst durch Thaten, die seinen Grundsätzen und seinem Willen entgegen sind; er ist sich nicht selten der listigste und gefährlichste Feind, und bereitet sich die bittersten Schicksale.

4) Jeder Mensch erwerbe sich die vollkommenste Kenntniß seines Körpers, vorzüglich um genau berechnen zu können, bis auf welchen Grad er sich auf seine Stärke und Dauer verlassen könne. Er fürchte hierbei keine drohende Entdeckung, suche vielmehr durch eigne Wissenschaft und den lehrreichen Umgang mit einsichtsvollen, parteilosen und mittheilenden Aerzten die reinste und entschiedenste Wahrheit über den Gehalt seiner physischen Natur zu erwerben. Ich finde sehr rathsam, daß ein Mensch darin so weit gehe, die Zeit und Art seines natürlichen Todes mit der möglichsten Wahrscheinlichkeit vorherzuerfahren. Er kann diese selbst folgern,

wenn er seinen Körper vollständig und bestimmt kennt, und die Verhältnisse muthmaßen kann, die in der Welt auf denselben Einfluß haben werden.

5) Jeder Mensch orientire sich nach seiner ganzen Lage, nach dem ganzen Standpunkte, den er gegen die Natur und die übrigen Menschen einnimmt, auf das richtigste; er erschöpfe alle seine Verhältnisse und übersehe keine Beziehung. Ohne diese vollständige Kenntniß kann er in keiner Hinsicht einen sichern Plan für die Ruhe seines Lebens entwerfen.

6) Jeder Mensch denke sich alle Möglichkeiten seines Schicksals, wie fern er es durch vollständige und richtige Kenntniß seiner Natur und seiner Verhältnisse vermag, im allgemeinen und in jedem besondern Falle. — „Wie wirst du vielleicht dich selbst behandeln? „Wie wird dich vielleicht die Natur behandeln? „Wie werden dich vielleicht deine Mitmenschen „behandeln?“ Diese Fragen muß jeder Mensch überhaupt aufwerfen; und sie müssen ihm in jeder Situation vorschweben, in welcher er

befindet. — Schon das Bewußtsein, alle Möglichkeiten seines Schicksals zu übersehen, die Gewißheit, daß uns nichts betreffen könne, was wir nie ahndeten, erhöht unser Kraftgefühl um ein Großes und erfüllt uns mit Seelenstärke und Muth. Das nil admirari cum acciderit, nil antequam acciderit non evenire posse, arbitrari (über kein Geschick erstaunen, und kein Geschick für unmöglich halten), ist eine Hauptbedingung eines glücklichen Lebens *). Glaube man nicht, daß nur Personen, welche in der menschlichen Gesellschaft einen höhern

*) Schon in unsern frühern Jahren kann uns diese Richtung gegeben werden; ja wir können sie uns auf eignen Antrieb selbst geben. — Mir ist die Wirkung unvergeßlich, die eine Stelle Cicero's auf mich als Knaben machte, wo er sagt: man müsse sich mit allen Möglichkeiten seines Schicksals im Voraus so bekannt machen, daß man bei keinem Ereignisse sage: non cogitaram (das hätte ich nicht gedacht). Dieser Grundsatz prägte sich mir so tief ein, daß ich beinahe nie in der Welt überrascht worden bin, selbst nicht durch die außerordentlichsten Vorfälle.

Rang einnehmen, von großem Einflusse sind und in ausgebreitetern Verhältnissen stehn, einer solchen Uebersicht bedürfen. Sie ist auch für den niedrigsten Menschen unersetzlich nothwendig; denn auch ein solcher muß Plane für sein Leben entwerfen, und zusehen, daß ihn kein Ereigniß in eine Verlegenheit setze, die ihn hindre, sein Bestes zu bedenken und zweckmäßig zu handeln.

7) Jeder Mensch muß sich, werde es ihm auch noch so schwer, dahin bilden, daß er das Ganze seiner Lage und seiner Verhältnisse immer so klar als möglich vor Augen habe, und sich zu jeder Zeit die möglichen wichtigern Geschicke, die ihn treffen können, vergegenwärtige. Nur so kann er es dahin bringen, daß ihn nichts überrascht; je lebhafter er sich die Ereignisse im Voraus dichtet, um so matter ist der Eindruck, wenn sie wirklich eintreten, um so bereitwilliger stehn ihm alle seine Kräfte zu Gebote, um ihn in der Situation, in die er gesetzt ist, zu unterstützen. Ein Heerführer, welcher stets wacht, seine und seines Feindes Position fest ins Auge

gefaßt hat, und in jedem Moment alle mögliche Ursachen desselben gegen ihn in seiner Einbildungskraft durchlaufen kann, hat keinen Ueberfall zu fürchten. —

Dieß sind gleichsam die Präliminarien aller Fassung, Gegenwart des Geistes, Selbstmacht und Standhaftigkeit des Menschen in widrigen Schicksalen; Erfordernisse, auf welche man schon mit unsrer frühen Erziehung hinarbeiten sollte, an welche aber leider die gewöhnlichen Pädagogen nicht denken können, denen ja die Pflicht obliegt, uns so zeitig als möglich mit Kenntnissen zu überhäufen, die auf unsre Ruhe und Glück nicht den mindesten Einfluß haben. Man kann ohne inniges Mitleid nicht bemerken, daß die meisten Menschen die Jahre der Jugend betreten, ohne von dieser Seite auch nur eine Vorbereitung von zweckmäßiger Bildung zu haben. Ihr Gedächtniß ist gemeiniglich, wenn man Sorgfalt auf sie verwendete, mit einer ziemlichen Masse

mannigfaltigen Wissens angefüllt; aber sie sind nicht im mindesten in die große Kunst zu leben eingeweiht, und gehen den Schicksalen, die sie in der Welt erwarten, entweder halb schlaftrunken oder mit blinder Hitze, wie berauschte Soldaten dem Feinde, entgegen. Kein Wunder, daß in dem Leben der Meisten so wenig Plan ist, daß die Meisten nur Spiele der Umstände sind, daß so Viele durch Verhältnisse zu Grunde gehen, über welche sie sehr gut hätten siegen können, daß man so wenig Beispiele von Selbstständigkeit, Starkmuth und Selbstbeherrschung in Leiden findet, daß Heiterkeit und Frohsinn immer mehr verschwinden, und Mißmuth, düstre Laune und stumme Niederdrückung der Seele überall verbreitet sind. Das Leben jedes Menschen hat seine Gefahren und Unannehmlichkeiten; wer sich aber von allen Seiten mit seinem Standpunkte und seinen Lagen vertraut macht, der Zukunft durch die Einbildungskraft zuvoreilt und alle Möglichkeiten seines Schicksals unter seinen Calcul bringt, der muß diesem Schicksale Freuden abgewinnen und seinem Gemüthe

auch in der Mitte bittrer Drångnisse Fassung und Heiterkeit aufsparen können. Ich glaube, es kommt hierbei sehr auf folgende Punkte an:

1) Der Mensch herrsche über sich selbst in Rücksicht seiner Gefühle. Die Wenigsten haben eine Idee von der Macht, die der Mensch in diesem Stücke über sich ausüben kann; sie denken sich starke Gefühle besonders, als etwas Unbezwingliches. Auch geht die Erziehung der Meisten mehr dahin, ihnen eine übertriebene Reitzbarkeit für Gefühle zu geben, als ihre Kraft zur Beschränkung und Mäßigung derselben zu erhöhen. Der Mensch vermag über seine Gefühle: a) unmittelbar durch seinen Willen und seine Gewalt über die Richtungen und Grade seines Bewußtseins. Ich kann einem auf mich eindringenden Gefühle widerstehen, bloß dadurch, daß ich es nicht fühlen will und ihm mein Bewußtsein verschließe. Wie dieses geschehe, ist unerklärlich, daß es aber möglich sei, Thatsache; es gilt von Freuden und Leiden. Ich läugne

nicht, daß es lebhafte und heftige Gefühle giebt, welchen wir kraft unsers bloßen Willens nur bis auf einen gewissen Grad widerstehen können: allein viele können durch ihn ganz unterdrückt werden; jedes, welches uns nicht durch seine Stärke außer uns setzt, läßt eine große Milderung und Herabstimmung durch unsern bloßen Entschluß zu. Auf gleiche Weise kann unser Wille auch über die Dauer von Gefühlen entscheiden, sie fortsetzen oder abbrechen. — Diese Herrschaft über die Gefühle wird dem Menschen um so leichter, wenn ihm die Ursache derselben nicht unvorhergesehen kommt, da es ihm hingegen, wenn er, gar nicht vorbereitet, plötzlich überrascht würde, in vielen Fällen unmöglich wäre, seinen Vorsatz durchzusetzen. b) mittelbar, indem er seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände und Zwecke richtet, welche Gefühle erregen, durch welche das innige Gefühl, welches er entfernen will, unterdrückt wird, oder deren Betrachtung und Verfolgung ihn doch von diesen Gefühlen ablenkt. c) ebenfalls mittelbar, indem er die Gedankenverbindungen un-

terbricht, welche das Gefühl erhöhen würden, Phantasie und Dichtungsvermögen verhindert, es durch ihr Spiel zu beleben und zu verstärken. d) eben so, wenn er in dem Falle, wo das Gefühl nur von der Dunkelheit gewisser Vorstellungen herrührt, diese Vorstellungen verdeutlicht, und so die Ursache des Gefühls hebt, oder wenn er, wie fern das Gefühl von unwahren, unrichtig verbundenen Gedanken herrührt, diese Gedanken zur Wahrheit und Richtigkeit umbildet.

2) Jeder Mensch herrsche über sich selbst in Hinsicht seines Vorstellungsvermögens. Er sei Herr seiner Aufmerksamkeit, Herr seiner Ansichten und Ideenverbindungen; er habe die größte mögliche Willkühr in der Hervorrufung, Belebung, Leitung und Behandlung seiner Vorstellungen, sei aber auch gewandt und stark genug, Vorstellungen, deren Gegenwart seinem Zwecke zuwiderläuft, abzuweisen. Niemand ist in vielen Fällen unglücklicher, als Menschen, welche vom Strome ihrer Vorstellungen abhängen und ihm unwillkührlich folgen müssen, Men-

schen, welche nicht so viel über sich vermögen, den Gang ihres Denkens und Einbildens selbst zu bestimmen, sich Grundsätze, deren sie in einem gewissen Falle bedürfen, mit Festigkeit zu vergegenwärtigen und Ueberzeugungen im Bewußtsein festzuhalten, die wider gewisse Leiden das einzige Gewicht sind. Sie sind Sclaven der Eindrücke, die sich ihrer bemächtigen, und keine Trostgründe der Welt, selbst die der Religion nicht, gewähren ihnen eine sichere Beruhigung.

3) Der Mensch herrsche über sein Begehrungsvermögen. Er entwickle die ganze Kraft seines Willens, gebe ihm die größte mögliche Festigkeit in der Verfolgung seiner Zwecke; er erhebe ihn zur Unüberwindlichkeit, die sein eigentlicher Charakter und der Endpunkt seiner Cultur als eines freien Vermögens ist; er unterwerfe ihm alle Handlungen, Wirkungen und Zustände der übrigen Gemüthskräfte, alle Vorstellungen, Neigungen, Leidenschaften, Affecten und Gefühle; er erwerbe sich in gleichem Maße einerseits strenge Consequenz in

in seinen Planen, Vorsätzen und Unternehmungen, anderseits die glückliche Gewandheit, erforderlichen Falles Entschlüsse und Maßregeln zu wechseln: die größte Hartnäckigkeit des Willens müsse sich in seiner Seele mit der feinsten Geschmeidigkeit vertragen. —

Wenn ein Mensch nach den oben angeführten Grundsätzen auf jedes Schicksal vorbereitet ist, und diese Herrschaft über seine Seelenkräfte besitzt, die ich nur eben bestimmt habe, so hat er die große und unschätzbare Gabe der Fassung.

Fassung ist eines der passendsten und ausdruckvollsten Wörter unsrer Sprache. Man faßt sich, wenn man durch seine Kraft verhindert, daß die Gemüthskräfte sich nicht unserm Willen und unsrer Selbstmacht entziehn, sich nicht gesetzlos auflösen, zerstreuen und Spiele der Eindrücke und des Ungefährs werden. Fassung in einem Leiden besitzen wir also dann, wenn wir so vorbereitet auf alle mögliche Ge-

schicke und in dem Grade Beherrscher unsrer Gemüthsstimmungen sind, daß uns dasselbe nicht gewaltsam und plötzlich zu starken schmerzhaften Gefühlen hinreißen kann, daß wir nicht außer Stand gerathen, es aus dem richtigen Gesichtspunkte zu betrachten, seinen Einfluß auf unsre Verhältnisse von allen Seiten mit Wahrheit zu erwägen, mit fester, sichrer Urtheilskraft die zweckmäßigsten Maßregeln für unsre Moralität, Leben, Ruhe und Glück zu fassen, und nicht in Gefahr sind, überwältigt von der Macht der Eindrücke, eine Schwäche oder Unsittlichkeit oder Unklugheit zuzulassen. So vernehmen wir mit Fassung die Ankündigung eines nahen, unausbleiblichen Todes, wenn wir uns bei derselben dem Schauer und der Verzweiflung nicht hingeben, den Tod in dem Augenblicke nach seinem wahren Wesen betrachten, uns alle Beziehungen vergegenwärtigen, unter denen unser Hintritt und die Art desselben von Einfluß ist, alles zweckmäßig und bestimmt verfügen, was Pflicht und Klugheit in dieser Situation fordern, und nun unsre ganze Kraft aufbieten,

um uns für den entschieden den Zeitpunkt der Trennung vom Leben die möglichste Heiterkeit, Klarheit des Bewußtseins und Selbstständigkeit zu sichern.

Sind wir gefaßt auf Alles, so wird uns die Fassung im Einzelnen um so leichter. Sind wir überhaupt gefaßt auf Falschheit, Undank und Eigennutz der Menschen, so werden uns die besondern Fälle um so weniger erschüttern können. Sind wir überhaupt gefaßt auf die Ungewißheit unsers Todes, so wird uns die Gefahr eines frühen Todes nicht niederbeugen. Die allgemeine Fassung für das ganze Leben sollte in unsern Jünglingsjahren vollendet werden. Leider erwerben sie sich die wenigen Menschen unsrer Zeit, die sich etwa noch für sie bilden, erst in der Epoche der Mannheit bis auf einen gewissen Grad. Allein jene Fassung gehört so wesentlich zum Charakter des Mannes, daß man einen Menschen nicht eher mit diesem Namen bezeichnen kann, bis er sie besitzt. Ein Mann ohne sie ist nur dem Körper nach Mann; allein sein Hauptcharakter

ist der moralische: und so kann man ihn gar nicht Mann nennen, wenn er der allgemeinen Fassung ermangelt. Das gesunde Gefühl setzt dieß auch unter beiden Geschlechtern voraus; man verachtet einen Mann, wenn er bei einem Schicksale außer Fassung geräth, und entschuldigt es nur in wenigen Fällen, wo die größte mögliche Seelenstärke erfordert würde, um seiner ganz mächtig zu bleiben, oder wo ein hoher Grad von Entsetzen und Trauer Pflicht und Beweis eines edlen Herzens ist.

Selbst die Furcht vor dem Tode wird allgemein für unmännlich gehalten; jeder schämt sich sie andern, ja sich selbst zu gestehen. Man setzt voraus, daß jeder Mensch, so wie er anerkennt, daß er einst unausbleiblich sterben wird, sich auch für dieses Schicksal in Fassung setzen muß. Mit tiefer Bewunderung blicken wir nach dem großen Beispiele Friedrich des zweiten, und staunen über den hohen Grad jener allgemeinen Fassung, die ihn unter allen auch den gefahrvollsten und verzweifeltsten Wendungen des Kriegsglücks aufrecht hielt, ihn in kei-

nem Falle sinken und die Quelle seines planvollen Geistes stocken ließ.

Die Fassung erfordert einen wackern, immer thätigen Geist, und kann bei Trägheit, Weichlichkeit und Zerstreuung schlechterdings nicht Statt finden. Selbst wenn sie in der Jugend wohl vorbereitet und gegründet ist, erfordert sie dennoch, um zu dauern und immer fester zu werden, eine lebhafte, nie unterbrochene Vergegenwärtigung seiner Lage und Verhältnisse, eine nie ermüdende Uebung in der Beherrschung seiner selbst, eine gänzliche Zurückziehung von allen Vergnügungen der Welt, die uns zu weit und zu lange von uns selbst entfernen, uns zu sehr und zu einseitig an die Gegenwart fesseln und unsre Wachsamkeit für die Zukunft unterdrücken. In einem Zeitalter der physischen und moralischen Erschlaffung müssen die Beispiele der wahren Fassung unter den Menschen immer seltner und seltner werden: und wenn wir uns nicht in Handlungen täuschen, die nur Folge natürlicher Stumpfheit und Trägheit, oder einer durch üppige Erschöpfung aller Lebensfreu-

den entstandenen Fühllosigkeit, oder auch das Werk niederdrückender Nothdurft und Verzweiflung sind; so müssen wir gestehen, daß sich in unsern Tagen Muster der Fassung äußerst mühsam auffinden lassen. Oder sind etwa die kaltblütigen Tode, sind die Selbstmorde der Britten Beweise von Fassung? Gewiß eben so wenig, als das gemessene, gesetzte Betragen so vieler Deutschen in widrigen Geschicken, welches nur ein Product des leidigen nationalen Phlegma's ist.

Man macht zuweilen in der wirklichen Welt die Bemerkung, daß gewisse Menschen im Großen viele Fassung zeigen, aber durch Kleinigkeiten außer sich gesetzt werden; eine Erscheinung, welche sich nach dem im vorigen Gesagten sehr leicht erklärt. Die wichtigern Möglichkeiten des Lebens haben sie vorher übersehen, und werden dadurch nicht überrascht; an die minder bedeutenden Verhältnisse, in die sie kommen können, haben sie nicht gedacht: unvorbereitet finden sie sich ihrem Einflusse unterworfen, und sind deßhalb im Augenblicke nicht fähig, ihre

Gemüthskräfte zu beherrschen und sich ihrer zweckmäßig zu bedienen; sie überlassen sich kränkenden oder heftigen Gefühlen, und die Stärke und Dauer derselben steht mit der Ursache davon in gar keinem Verhältnisse. Die Fassungsfähigkeit in Kleinigkeiten ist selbst keine Kleinigkeit, weil sie den Menschen täglich und stündlich mit Mißvergnügen erfüllen kann und leicht in dauernde Launen, Mißmuth und Unzufriedenheit übergeht. Man arbeitet ihr vorzüglich dadurch entgegen, 1) daß man seine Einbildungskraft in jedem Zeitpunkte seines Daseins so viel und so fein, als man kann, auch über die einzelnen unwichtigen Umstände seiner Lage verbreitet, und sich durch Vorbildung der Möglichkeiten vor einer Ueberraschung sichert, die uns außer uns setzen oder heftig erschüttern könnte *). 2) daß man

*) A tout ce à quoy nous sommes preparés de longve main, nous nous trouvons admirables, quelque difficulté qu'il y aye. Au contraire il n'y a chose si aisée qui ne nous empeche si nous y sommes nouveaux; id videndum, ne quid inopinatum sit nobis, quia omnia novitate

sich gewöhnt, über Werth und Einfluß der Dinge wahr und schnell zu urtheilen, um das Wichtige für wichtig, das Unbedeutende für unbedeutend zu halten. Von vielen Menschen heißt es leider (wenn ich eine Stelle aus Göthens Tasso umwenden darf):

Sie sehen das Große klein, das Kleine groß.

Und diese befinden sich natürlich in einem höchst traurigen Zustande, sind selten gefaßt, immer in Gemüthsbewegung und Sclaven leicht zu überwindender Eindrücke. 3) daß man Achtung und Scham vor sich selbst in seiner Seele allgemein herrschend mache. Muß nicht ein Mensch vor sich erröthen, den der kleinste Zufall außer

graviora sunt. Charron, de la Sagesse.

Der Weise muß mit Aeneas zur Cumäischen Sybille sagen können:

Non ulla laborum,
o Virgo, nova mi facies, inopinave surgit:
Omnia percepi, atque animo mecum
ante peregi.

Virgil. Aen. VI. 103.

sich selbst setzt, und dessen Gemüthsruhe durch eine Veränderung seiner Verhältnisse ohne allen wesentlichen Einfluß auf seine Glückseligkeit gegestört werden kann?

Gegenwart des Geistes gehört wesentlich zur Fassung *). Denn sie zeigt sich darin, daß ein Mensch bei jeder Veränderung seiner Lage im Augenblicke fähig ist zu urtheilen, wie er handeln müsse, daß er über die Zwecke, die er sich zu setzen, und die Mittel, die er zu wählen hat, mit schneller, treffender Uebersicht aller Verhältnisse entscheide, unter denen er sich befindet. Wer ganz gefaßt ist, hat auch Gegenwart des Geistes. —

Viele Lehrer der Klugheit rathen dem Menschen, sich unter allen Möglichkeiten im Voraus

*) Ich weiß wohl, daß man nach dem gemeinen Sprachgebrauche durch Fassung in Leiden meistens nur Kaltblütigkeit und Herrschaft über die Gefühle versteht. Allein dieß ist nicht die ganze vollendete Fassung: sie muß sich über die ganze Seele, über alle Gemüthskräfte verbreiten; dieß erhellt schon aus der eigentlichen Bedeutung des Worts.

immer die schlimmste als die wahrscheinlichste vorzustellen (compter toujours au pire. Charron). Mir scheint diese Maxime von sehr unsicherm, einseitigem Werthe. Man muß sich zur Fassung auf alle Möglichkeiten vorbereiten, natürlich also auch auf diejenige, die unser Glück am meisten unterbrechen würde; allein über die Wahrscheinlichkeit muß man ohne subjective Rücksicht nach den Gesetzen des Denkens entscheiden. Die Maxime, das Schlimmste vorauszusetzen, verführt uns leicht, die weniger schlimmen Möglichkeiten gehörig vorherzusehen und richtig und lebhaft genug zu betrachten, wodurch leichtlich das wenige Schlimme, wenn es ankommt, uns als das Schlimmste erscheint; oder sie verursacht, daß wir das wenige Schlimme, wenn es eintritt, für nicht so schlimm halten, als es wirklich ist, und uns in der Beurtheilung desselben täuschen.

Allein ich sehe in Hinsicht alles dessen, was ich über die Fassung gesagt habe, einen Einwurf voraus, welcher nicht ohne Schein ist: „verliert „der Mensch nicht durch eine so weit getriebene

„Fassung, wie ich sie fordre auf der ei„nen Seite weit mehr, als er auf der an„dern gewinnt? Wird nicht durch eine so voll„ständige und lebhafte Uebersicht aller Möglich„keiten seinen künftigen Freuden der Reitz ge„nommen? Neuheit und Ueberraschung sind die „Seele des Vergnügens. Ein Mensch, der „ganz Fassung ist, wird jenes allmählig ganz „unfähig, und geräth in eine Stimmung, durch „welche der Reitz des Lebens in seinen Augen „verlieren muß.“ Ich antworte: 1) der Mensch verliert nichts durch eine allgemeine Fassung. a) zwar werden ihn, wenn er diese besitzt, höchst lebhafte und starke angenehme Gefühle nicht überraschen. Allein sie machen auch nicht das Glück unsrer Tage aus: vielmehr müssen wir uns, so viel wir können, ihrer enthalten; sie erschöpfen, wenn sie oft eintreten, unsre Lebenskraft und haben gewöhnlich Leiden im Gefolge. b) diejenigen Freuden, welche auf dem wahren Werthe der Dinge beruhen, verlieren durch die Vorempfindung ihren Reitz nicht. Freuden, welche uns die Vernunft ge-

währt, besonders Freuden über das Gute und Edle, rühren uns um nichts weniger innig, wenn wir sie vorher ahndeten. 2) wir gewinnen dadurch: a) indem wir jene gleichmäßige Heiterkeit, jenen sanften Frohsinn gewinnen, dessen Tenor im Ganzen unsers Lebens von mehrerm Werthe ist, als ein Ueberfluß der lebhaftesten Genüsse; b) indem wir vor allen gefährlichen Folgen gesichert sind, die im hohen Grade starke, angenehme Affecten mit sich führen, welche nicht nur unsern Körper leicht in Unordnung bringen, sondern uns auch gewöhnlich in einer zweckmäßigen und weisen Behandlung unsrer übrigen Kräfte und Verhältnisse stören; c) indem uns unangenehme Gefühle, denen wir doch nie ausweichen können, um so weniger empfindlich treffen, je weniger wir an hohe Grade des Angenehmen gewöhnt sind; d) indem die höhern Gründe der Seelenruhe, welche das moralische Bewußtsein und die Religion gewähren, durch eine Stimmung zu gleichmäßiger Heiterkeit und zu sanften, angenehmen Gefühlen sehr unterstützt werden, da sie im Ge-

gentheil gewöhnlich bei dem öftern Genusse starker, froher Affecten in ihrer Wirksamkeit gehindert werden; e) endlich, wie fern jene Stimmung zu gleichmäßiger Heiterkeit und gemäßigter angenehmen Empfindungen mittheilbarer an unsre Mitmenschen ist, als die heftigen frohen Gemüthsbewegungen, wir also, wenn wir uns jene zu eigen machen, ein nicht geringes Gut des Lebens, die Sympathie unsrer Brüder mit unsern Freuden, erhöhen. —

Standhaftigkeit im Leiden ist ununterbrochene Fortdauer der Fassung, und entspringt aus dem höchsten Grade der Festigkeit und Stärke der Selbstbeherrschung. Der Leidende muß, um nie außer Fassung zu gerathen, 1) in der Gewalt, die er über sich ausübt, nie ermüden. Es ist ein erhebender Gedanke für den Menschen, daß er in der Selbstbeherrschung in den stärksten unangenehmen Gefühlen bis auf den Punkt fortgehen kann, wo die Schmerzen sein Bewußtsein übermannen. Es kostet freilich Anstrengung; und diese Anstrengung wird, lange fortgesetzt, eine Quelle unange-

nehmer Gefühle. Allein der Leidende bedenke nur immer, daß das Unangenehme dieser Anstrengung in keinem Verhältnisse gegen die Leiden steht, denen er sich preis giebt, wenn er erschlafft und, wenn ich so sagen darf, die Zügel der Fassung fahren läßt, zumahl da die Fassung nicht so schnell wieder hergestellt wird, wenn man einmahl gesunken ist. Je fester er dieß denkt und sich immer vergegenwärtigt, um so mehr erneuert sich seine Kraft. 2) der Leidende sei ununterbrochen wachsam über sich und die Umstände, in denen er sich befindet, damit nicht ein ungeahndeter Gegenstand, eine Vorstellung, auf die er nicht vorbereitet ist, seine Stimmung unterbreche. Der gefaßteste Mann kann zuweilen plötzlich um alle Fassung kommen, jederzeit aber nur dadurch, daß er etwas ganz Unerwartetes zuläßt, oder gewisse Verhältnisse nicht vermeidet, von denen er, nach der Kenntniß seines Charakters und seiner Gefühle, berechnen kann, ob er durch sie unterliegen wird. Cäsar verlor seine Fassung, als er unter seinen Mördern den Brutus sah. Ein unschuldig zum Tode Ver-

dammter wird vielleicht außer sich gerathen und die entschiedenste Fassung verlieren, wenn er den Abschied von einem unvergeßlichen Freunde, seiner Gattin und Kindern zuläßt. 3) wenn das Leiden von einem verlornen oder nicht erreichten großen Gute herrührt, so hüte sich der Leidende über der lebhaften Vorstellung und den Bildern der Vortheile und Freuden zu brüten, die ihm das Gut gewährt hat oder hätte gewähren können. Eine nicht leichte Aufgabe; denn die Beschäftigung der Seele mit diesen Gedanken hat etwas anlockendes: man denkt sich täuschend gewisser Maßen im Besitze des verlornen oder verfehlten Glücks; dann ist es auch schwer, Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche zu unterdrücken, die unserm Herzen und unsern Neigungen im hohen Grade werth sind, und die sich zum Theil festgesetzt haben und in Fertigkeit übergegangen sind. Allein, wenn es dem Leidenden um Fassung zu thun ist, so muß er seine ganze Kraft aufbieten, um dem Spiele seiner Vorstellungen von dieser Seite Einhalt zu thun. Bei den ersten Anfällen des Schmerzes und der

Gründung seiner Fassung muß der Gedanke in ihm herrschend werden, daß das Mißgeschick entschieden, alles Sträuben dagegen vergeblich ist;

Hin ist hin, verloren ist verloren!

muß er sagen, und so alles Phantasiren über das, was war und was sein könnte, gewaltsam unterdrücken. Nichts kann in solchen Fällen so leicht unsre Fassung erschüttern, als das unnütze Brüten über den Gedanken unsers Verlusts; und viele Leidende gehn dadurch allein zu Grunde. Um so nothwendiger ist Wachsamkeit und Herrschaft über sich selbst in diesem Stücke; selbst wenn das verlorne Gut ein schätzbares und unaussprechlich theures moralisches Wesen ist, müssen wir, um unsre Fassung zu sichern, jedes lebhafte Gefühl seines Werthes, jede damit zusammenhängende Erinnerung und genährte Vorspiegelung der Hoffnung unterdrücken. Unsre Maßregel muß sein: vergessen, bis die Zeit und eine ausdauernde Standhaftigkeit uns für immer von der Gefahr befreien, unserm Schmerze unterzuliegen. Dann

können wir jenes Andenken wieder beleben, und der Freundschaft oder Liebe das Opfer einer süßen Schwermuth bringen. Nenne man ein solches Verfahren nicht einen unedeln Kunstgriff. Muß es uns interessiren, die Erinnerung theurer Personen so lange als möglich zu unterhalten, so müssen wir alle Gemüthsstimmungen und Affecten bekämpfen, die uns allmählig abstumpfen, ja zu Grunde richten würden, so müssen wir einstweilen alle sehr rührende Gedanken an das geliebte Wesen zurückweisen, um seinen Werth und seinen Verlust desto länger feiern zu können; ungemäßigtes Schwärmen darüber gleich nach der Trennung macht uns gewöhnlich für die Folge fühllos. 4) der Leidende wisse sich in seiner Fassung mannigfaltige sanfte, angenehme Gefühle zu verschaffen, die die Fortsetzung jener unterstützen; er unterhalte in dem Bewußtsein seiner Fassung selbst eine Quelle solcher Empfindungen. Jener eingekerkerte Französische Graf*) fand unstreitig eine sehr kräftige Stütze

*) Blumauer hat diese wahre Anekdote dichterisch dargestellt.

seiner Fassung an der Spinne, die er an sich gewöhnte, und deren Geselligkeit ihm Freude verursachte; nur hätte er sich im Voraus denken sollen, daß der Kerkermeister ihm auch diese Spinne entreißen konnte, um über ihre Tödtung nicht außer sich zu gerathen. 5) der Leidende muß im Umgange mit Menschen und in der Wahl seiner Gesellschaft höchst vorsichtig sein. Wenn er hierin ohne Plan verfährt und sich dem Zufalle überläßt, kann er leicht auf Verhältnisse treffen, die ihn um seine Fassung bringen und das Gleichgewicht und die Harmonie seiner Seelenkräfte stören. Nichts ist unüberlegter und leichtsinniger, als wenn man Leidenden ohne Einschränkung Zerstreuung unter Menschen anräth. Zerstreuung ist schon der eigentlichen Bedeutung der Wörter nach das Entgegengesetzte der Fassung; und es ist gewiß, daß sie auch nach dem Sinne, in dem die Welt das Wort gewöhnlich nimmt, für den Leidenden oft genug den Verlust aller Fassung nach sich zieht. Man entfernt sich von sich selbst, ist weniger wachsam über seine Phantasie, seine Wünsche

und Gefühle, und trifft, ehe man sich dessen versieht, einen Gegenstand, der uns tiefe Kränkung verursacht; nicht zu gedenken, daß die Rückkehr zu sich selbst von einer solchen Zerstreuung allezeit schmerzhaft ist, oder wohl das Gefühl der Leiden noch erhöht. Wie ernstlich man auch gewöhnlich den Leidenden vor der Einsamkeit warnt, so bin ich dennoch überzeugt, daß eine öftere Zurückziehung in dieselbe für die Festigkeit der Fassung sehr heilsam ist, wenn der Leidende Herrschaft über sich selbst besitzt, und daß man sie nur jenen Unglücklichen verbieten muß, die vor ihnen selbst keinen Augenblick sicher sind, keine Selbstständigkeit besitzen und von ihren Vorstellungen, Phantasien und Gefühlen blind fortgerissen werden. Wer irgend Macht über sich selbst hat, sammelt sich in der Entfernung von der Welt am leichtesten, stützt sich im Gefühl seiner Kraft auf sich selbst, faßt unerschütterliche Vorsätze für die Beruhigung seiner Seele, und giebt sich eine Stärke, die ihm aller Umgang mit Menschen nicht hätte geben können. Ueberhaupt muß man nie vergessen,

daß wahrer Trost und wahre Beruhigung nur ein Werk unsrer eignen Kraft sein kann, daß, wenn wir selbst unfähig sind, Frieden in uns zu stiften, die ganze Welt außer uns es noch viel weniger vermag.

Gefaßt und standhaft im Leiden kann nach den aufgestellten Grundsätzen auch der Atheist sein. Allein es ist unläugbar, daß seiner Beruhigung ohne Religion eine Stütze ermangelt, welche durch nichts ersetzt werden kann. Vollendete Standhaftigkeit ist nur für den möglich, welcher an eine Gottheit, Vorsehung und Weltordnung glaubt; er nur kann auch in Leiden sein immer fröhliches Herz behaupten, d. h. fortdauernd gefaßt, heiter und zufrieden sein.

Ich weiß alles, was man sagen kann, um die Standhaftigkeit des Atheisten in einem schönen Lichte zu zeigen, und bin weit entfernt, das Wahre zu verkennen, welches darin liegt. „Der Atheist,“ sagt man, „hofft nichts von Gott und Zukunft, verzweifelt — nicht an der Wahrheit, aber an der Ausführung der morali-

schen Ordnung: kein Glaube an Vorsehung kann seinen Muth stützen, wenn er sinken sollte, treffe ihn auch das unverschuldetste, grausamste Leiden; für ihn ist dabei nichts gewiß, als daß er durch Naturkräfte da ist, und von ihnen die Macht der innern Freiheit und ihren Einfluß auf die Natur bekämpft werden kann. Verlassen von aller höhern Hülfe und an sich allein verwiesen, kann er nicht anders, als seine Kraft im höchsten Grade aufbieten und durch Selbstmacht über das Schicksal siegen. Der religiöse Mensch hingegen verläßt sich auf Gott; und eben deßhalb übt er sich in der Stärke der Freiheit und Selbstbeherrschung wenig. Die religiöse Ueberzeugung ist nicht immer wirksam; und wenn sie ihn in irgend einer Situation verläßt, so sinkt er ganz zur Muthlosigkeit herab.“ — Ich gebe zu, daß der Atheist in seiner Ueberzeugung eine mächtige Aufforderung hat, sich den höchsten möglichen Grad von Energie zu ertheilen, auch daß er sich zu einer besondern Reinheit und Stärke des moralischen Bewußtseins und Gefühls seiner Würde erheben,

und eben dadurch in seinen Leiden sich außerordentlich viel Fassung geben kann: allein, da er an der Ausführung der moralischen Ordnung verzweifelt, und in den Leiden der Menschheit nichts als Spiele eines blinden Glücks sieht, so fehlt ihm gerade das, was alle Beruhigung in Leiden erst vollendet, nehmlich Zufriedenheit mit seinem Geschicke, Einwilligung in das Loos seines Unglücks. Ohne sich selbst zu widersprechen kann er nicht läugnen, daß jedes Leiden, welches ihn gegen die sittliche Ordnung *trifft*, eine ungerechte Mißhandlung ist; und dieser Gedanke muß ihn niederschlagen, wenn er sich nicht zwingt, ihn ohne alles Interesse, das ist, so gut als gar nicht zu denken. Thut er aber dieß, so gewinnt er dadurch nicht Zufriedenheit, sondern einen Zustand, den ich mir durch den Ausdruck der Verstockung zu bezeichnen erlaube. Allein diese Verstockung ist für ihn, als ein sittliches Wesen, ein unnatürlicher, widriger und unzuverläßiger Zustand. Wenn er nicht zugleich sein moralisches Gefühl unterdrückt, so treten von Zeit zu Zeit, und gewiß nicht selten

unerwartete Zwischenräume ein, wo ihn das Vernunftwidrige seines Daseins auf der Erde empört, Zwischenräume, welche auf seine Fassung nothwendig einen nachtheiligen Einfluß haben müssen. Seine ganze Standhaftigkeit ist nur ein Werk der Verzweiflung, ein Zustand, den er doch lieber nicht unterhielte, wenn es die tyrannische Nothwendigkeit nicht forderte. Ganz anders ist der Fall mit der Standhaftigkeit des religiösen Menschen. Seine Ueberzeugung darf ihn so wenig in der Entwickelung und Erhöhung seiner Kraft und Seelenstärke hindern, daß er es vielmehr für Gesetz Gottes halten muß, sich den höchsten möglichen Grad von Energie zu geben, sich zur Fassung und Standhaftigkeit durch sich selbst zu bilden *). Und wenn er denn

*) Gracian sagt sehr schön in seinem homme de cour nach Amelot de la Houssaye Uebersetzung:

Il faut se servir des moiens humains, comme s'il n'y en avoit point de divins, et des divins, comme s'il n'y en avoit point d'humains.

(Maxime CCLI.)

dieß gethan hat, von jedem Schicksale den moralisch besten Gebrauch macht und auf Gott und Vorsicht vertraut: so erhebt er sich zu der erhabensten Stufe des innern Friedens in Leiden; er beherrscht sich selbst, bleibt seiner mächtig, befreit sich so viel als möglich von unangenehmen Gefühlen, und sieht sein Geschick so an, als ob er es selbst herbeigerufen hätte; er willigt mit freier Ergebung in dasselbe. Ueber diesen Punkt hinaus kann keine menschliche Zufriedenheit in Leiden. Will der Mensch seine Leiden selbst; und der religiöse kann nicht anders, so geschieht seinen Wünschen vollkommene Gnüge, Heiterkeit und Ruhe verbreiten sich über sein Gemüth.

Ich fasse das in den beiden vorigen Abschnitten Gesagte kürzlich zusammen, weil der Inhalt davon für alle folgende Betrachtungen wichtig ist und nie aus den Augen gelassen werden darf. Für jeden Menschen muß, bevor er durch Nachdenken in seinem Innern Selbsteinigkeit und Ruhe gestiftet hat, der Gedanke beunruhigend sein, daß er als lebendes in der Sinnenwelt wirkendes und leidendes Wesen im Allgemeinen so ganz abhängig von äußern Dingen ist, daß ihm die Kräfte seines Körpers und seiner Seele und die Hauptverhältnisse derselben auf der Erde durch eine ihm unbekannte Macht aufgedrungen sind, daß er die Schicksale seines Lebens von fremder Hand erwarten muß, ohne sie selbst planmäßig

vorzeichnen zu können, daß er wegen den Wendungen derselben um so mehr in beständiger Befürchtung sein muß, da er rings um sich her nirgends feste und sprechende Beweise der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte in den Geschicken der Menschen bemerkt. Er kann sich von dieser Unruhe nur dadurch befreien: 1) daß er das Gefühl seiner Freiheit zu dem höchsten Grade der Lebhaftigkeit und Stärke erhebt, und die Selbstmacht anerkennt, die ihm über jedes Schicksal verliehen ist; 2) daß er sich auf das Bewußtsein der Würde seiner moralischen Natur und Bestiminung stützt; 3) daß er sich überzeugt, daß er jedes Schicksal für seine moralische Vervollkommnung zu seiner Befriedigung verwenden könne; 4) daß er den Glauben an Gottheit, Vorsicht und moralische Ordnung im Ganzen der Welt im höchsten Grade belebe. — Allein, wenn er auch durch diese Mittel im Allgemeinen über seinen Standpunkt als Naturwesen und seine Abhängigkeit vom Schicksale beruhigt ist, so ist er dennoch in Gefahr durch jede neue, zumahl jede unerwartete, Wendung seiner Lage

und Verhältnisse in seiner Ruhe unterbrochen zu werden, wenn er seinen Geist nicht zur Fassung und Standhaftigkeit erzieht; — Vollkommenheiten, die er nur durch einen scharfen und viel befassenden Blick in die Zukunft, eine lebhafte Voreinbildung und Vergegenwärtigung seiner möglichen Schicksale und eine strenge und unerschütterliche Herrschaft über seine Gemüthskräfte erwirbt.

Auf diese Punkte kommen alle Mittel der Beruhigung und des Trostes für den Menschen zurück. Wer sie besitzt, ist auch in den größten Leiden nicht ohne Stütze, und selbst nicht ohne Heiterkeit. Er genießt das Glück des allezeit fröhlichen Herzens, welches Seneka trefflich durch die Worte schildert: laeto animo ferre, quidquid acciderit, quasi tibi voluisses accidere; debuisses enim velle, si scisses ex decreto dei fieri. (Er trägt jedes Schicksal mit fröhlicher Seele, als ob er selbst gewollt hätte, daß es kommen solle; er hätte dieß aber wollen müssen, wenn er gewußt hätte, daß es im Plane der Gottheit für seine Bestimmung liege.) Die Religion krönt alle übrig

Gründe des Seelenfriedens eines Leidenden; denn nur durch sie bekommen wir den höchsten Grad desselben, welcher darin besteht, daß wir, ohne uns Zwang anzuthun, jedes Mißgeschick wollen, welches über uns verhängt wird. Der Gedanke der Atheisten, daß man der unvermeidlichen Nothwendigkeit Kaltblütigkeit entgegensetzen müsse, weil dadurch allein die Bitterkeit widriger Schicksale gemildert werde, ist bloß ein Nothbehelf der Klugheit: in seinem Innern erklärt er sein Mißgeschick für *unvernünftig* und *ungerecht*; er ergiebt sich nicht mit Billigung und dem Vertrauen, daß es gut sei, er ergiebt sich, weil er muß, ohne einzuwilligen.

Es wird nicht befremden, wenn ich bei den Beruhigungsgründen in einzelnen widrigen Schicksalen überall auf die Religion zurückkomme. Ich glaube, daß kein Mensch bei dem vollen Gebrauche seiner Vernunft einen Zweifel dagegen erheben könne, daß nur durch ihren Einfluß eine allgemeine und den Leidenden nie verlassende Beruhigung möglich ist. Der Atheist selbst

muß gestehn, daß, wäre sie auch, seiner Meinung nach, Wahn, dennoch keine Erfindung möglich ist, welche für die Menschheit selbst in den grausamsten Schicksalen so segensvoll wirke. Der Trostgrund der Religion allein führt den Leidenden im höchsten Kampfe mit dem Schmerze treu und sicher vor den Klippen der Verzweiflung vorbei, an denen der standhafteste Atheist jeden Augenblick scheitern kann, und begleitet ihn bis an den Grenzpunkt *).

*) Ich nehme hier den Trostgrund der Religion in seiner vollen Wirksamkeit an; und so ihn gefaßt, ist es wohl kein Zweifel, daß er bis auf einen Grad wirkt, gegen den alle andre zurückbleiben. Möge der Atheist seine Selbstmacht und das Gefühl seiner Freiheit und moralischen Würde noch so glücklich für seine Beruhigung verwenden, er kann seiner Standhaftigkeit nie mit Sicherheit die Dauer, selbst bei den stärksten Angriffen eines feindseligen Schicksals, geben, deren derjenige mächtig ist, der bei jenen Mitteln des Seelenfriedens auch lebendigen Glauben an Gott und Vorsicht besitzt.

Die Abhängigkeit des Menschen vom Schicksal zeigt sich:

1) in der ganzen Zusammensetzung seiner individuellen Natur, den wesentlichen Kräften und Beschaffenheiten seiner Seele und seines Körpers. Wenig Menschen sind durch die Natur so begünstigt und in solche Verhältnisse gesetzt, daß sie sagen müssen, sie würden, wenn sie den Plan zu ihrer geistigen und körperlichen Natur selbst entworfen hätten, ihn nicht anders gewählt haben. Die meisten sind unzufrieden; viele haben auch wirklich, wenn sie sich bloß als Werke einer blinden Natur betrachten, gegründete Ursache dazu. Sie sind von ihr, man möge nun ihre Seele oder ihren Körper berücksichtigen, karg, lieblos, ja grausam behandelt. Wer mag es ihnen verdenken, wenn sie unmuthig und entrüstet fragen: „warum mußten wir gerade diese Individuen werden? warum An-

„dern nachstehen, die so weit besser bei „der Ausstattung der Natur bedacht sind?“ Sie können eine Frage nicht abweisen, deren Gegenstand sie so sehr beunruhigt, und müssen darnach streben, Befriedigung über sie zu gewinnen.

2) in dem Laufe und der Verkettung der von ihm unabhängigen Ereignisse seines Lebens. Auch mit mit diesen haben viele Menschen, wenn sie sich bloß als Werke einer blinden Natur betrachten, Ursache unzufrieden zu sein. Sie bemerken in denselben keinen Plan der Vernunft, keine Zusommenstimmung mit den Gesetzen der Gerechtigkeit zur Güte, keine Gleichheit in der Behandlung der Menschen bei gleichem Werthe oder Unwerthe. Nothwendig muß sich in ihnen Unzufriedenheit mit ihren Geschicken entwickeln.

Ich bringe diesem zu Folge alle Leiden, die aus der Abhängigkeit des Men-

schen vom Schicksale entspringen, unter die beiden Classen:

1) Leiden der Unzufriedenheit mit seiner besondern Natur als Individuum.

2) Leiden durch die besondern widrigen Geschicke seines Lebens.

IV.

Leiden der Unzufriedenheit mit seiner besondern Natur als Individuum, der Seele nach.

Ich hebe die vorzüglichsten Fälle aus: 1) ein Mensch besitzt ein Vorstellungsvermögen, durch welches ihm die Erwerbung der Wahrheit, die Einsammlung mannigfaltiger Kenntnisse und ihre Anwendung außerordentlich erschwert wird; 2) ein Mensch besitzt große Geisteskräfte, die aber Quellen unangenehmer Gefühle und Ursachen der Verkürzung seines Lebens sind, wenn er sie in dem Maße entwickelt, wie es sein eigner Trieb und Interesse fordert; 3) ein Mensch besitzt große Geisteskräfte, deren Erhöhung und deren feuriger Schwung der Moralität Gefahr droht; 4) ein Mensch besitzt in seinen Leidenschaften und Gefühlen mächtige Hindernisse seiner moralischen Cultur.

A.

Leiden eines Menschen, dessen Vorstellungsvermögen von Natur sehr beschränkt ist.

Gewisse Menschen scheinen von der Natur zur Dummheit verdammt zu sein. Die meisten von ihnen wissen es nicht; die wenigen, die sich die traurige Entdeckung nicht verläugnen können, sind im höchsten Grade bemitleidenswerth. Sie fühlen Interesse für Wahrheit und Reichthum des Wissens, streben thätig darnach, und sehen die Unmöglichkeit vor sich, einen bedeutenden Grad von Cultur ihres Erkenntnißvermögens zu gewinnen. Ohne ihre Schuld von dieser Seite zurückgesetzt, können sie nicht anders als gegen ihr Schicksal murren und jene Günstlinge der Natur beneiden, deren Geisteskräfte dieselbe gleichsam beflügelt hat, um sie so schnell als möglich der Vollkommenheit zuzuführen.

Die Basis aller Beruhigung über eine solche Zurücksetzung der Natur ist die richtige

Schätzung der Kräfte unsers geistigen Wesens, die Ueberzeugung, daß unter ihnen allen keine an sich Werth besitzt und Achtung verdient, als die, mit der wir alle in gleichem Grade begabt sind, die Kraft des guten Willens, daß die größten Talente dem wahren Werthe eines Menschen nicht das mindeste zusetzen. Die erste Maxime eines der natürlichen Beschränkung seines Kopfes sich bewußten Menschen muß die sein: „der höchste Zweck des Menschen ist Güte des Herzens; alle Zwecke des bloßen Kopfes sind jenem untergeordnet. Wille und Pflichtgefühl sind in dir wie in jedem andern; nichts hindert dich an sittlicher Güte alle deine Mitmenschen zu übertreffen; kannst du auch nie ein einsichtsvoller, schnell und scharf denkender Mensch werden, so kannst du doch der edelste Mensch sein. Während große Genies bei ungeheuern Kenntnissen und durchdringendem Verstande nicht selten, moralisch betrachtet, die Schande ihres Zeitalters sind, kannst du innerlich im stillen Schimmer deines Bewußtseins durch die Reinheit und Hoheit deines Herzens

einer süßen Zufriedenheit mit dir selbst genießen.“

Es ist bloß Folge unsers matten sittlichen Gefühls und der Stumpfheit unsrer Beurtheilung, daß der größere Theil der Menschen großen Geistesgaben mehr Bewunderung zollt, als einem erhabenen und edlen Charakter. Große Geistesgaben sind Werke der Natur, und gewähren an sich, mit geringen verglichen, eben so wenig Verdienst, als es für eine Rose Verdienst ist, keine Gänseblume zu sein, und es giebt keinen elendern Stolz, als den Stolz bloß auf angeborne Vorzüge des Kopfes. Nur die Cultur, welche ein geistvoller Mann seinen Kräften giebt, und die Veredlung seiner großen und schönen Anlagen und ihre Verwendung für das Beste der Menschheit, können ihm Anspruch auf Achtung ertheilen. Von dieser Seite aber kann sich der Mann von beschränkten Verstandesgaben nach dem Maße seiner Fähigkeit eben so viel Verdienst erwerben, ja in so fern noch schätzbarer ein als jener, weil er mehr Hindernisse seiner

Bildung zu überwinden hat, und der Aufmunterung ermangelt, die jener im Bewußtsein der Größe seiner Talente findet.

Faßt ein Mensch von beschränkten Geistesgaben diesen Gesichtspunkt, so wird ihm die Vergleichung seiner mit Andern, welche die Natur im hohen Grade begünstigte, keinen Kummer verursachen. Er wird keinen, der durch bloße Talente glänzt, beneiden; eine Gemüthsbewegung, die seine Ruhe immer unterbräche. Er wird ihn betrachten wie den Finder eines Schatzes, den er nicht gesucht hatte. Den, der ungemeine Vorzüge des Geistes durch freie Leitung und Uebung bildete, und ihre Früchte der Welt und seinen Brüdern widmet, den wird er achten und ihn zu einem Vorbilde wählen, dem er in seinem kleinern Kreise bei weit geringern Fähigkeiten nacheifert.

Auch ein niederes Maß von Verstandesanlagen läßt eine Erhöhung und Cultur zu, welche das damit begabte Wesen interessant und brauchbar für eine gewisse Sphäre der Welt und des Lebens macht. Nur muß ein solcher sich nicht in der

Beurtheilung seines Kopfes täuschen, muß unbefangen, ohne sich weder zu schmeicheln noch Unrecht zu thun, das ihm angemessendste Fach menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit wählen.

Der Mensch von geringen Geistesgaben, der sich zugleich sein Unvermögen zugesteht, ist vor vielen Gefahren der Moralität sicher, denen Menschen von großen Talenten selten entgehen. Wie oft sehen wir, daß solche sich durch die Trefflichkeit ihrer Gaben von jeder Pflicht für die Bildung ihres Herzens entbunden glauben, wohl gar in bösen Zügen des Herzens Züge des Genie's und der Geistesgröße finden; daß sie, berauscht von Dünkel, ihre Mitmenschen durch ihren Uebermuth niederdrücken, durch Ausschweifungen, zu denen sie sich durch das Feuer ihrer Phantasie berechtigt glauben, ihre Lebenskraft verschwenden und die heiligsten Pflichten gegen sich selbst verletzen. Große Talente sind für die Meisten, die sie besitzen, eine gefährliche Klippe; eine Klippe, an welcher zu scheitern so gewöhnlich ist, daß weltkundige Menschen sehr geneigt sind, von dem: quisque praesumitur

bonus, in Hinsicht der Genieen, eine Ausnahme für das Gegentheil zu machen.

Diese Hinsicht soll indessen den Menschen von geringen Geistesgaben bloß trösten, nichts weniger aber als zu einer übermüthigen Selbsterhebung berechtigen. Es giebt Schwachköpfe, welche sich für Wunder der Moralität und Tugend halten, weil das Phlegma, welches die Natur mit ihrer Einfalt gepaart hat, sie vor den Reitzen vieler Laster sichert, und die nun, stolz auf eine verdienstlose Sittlichkeit, alle ihre Spähkraft concentriren, um Schwächen großer Geister aufzufinden. Sie vergessen, daß jedes ausgezeichnete Talent eine Versührung zum Laster enthält, daß mit den höchsten Graden selbstthätiger Denkkraft, Erfindung und Phantasie, Leidenschaften und Stimmungen verknüpft sind, welche nur zu leicht vom Guten abführen *), ja daß sich mit mancher Art des

*) Ich brauche wohl nur für schwache oder übelwollende Leser, wenn es deren geben sollte, zu erinnern, daß ich keineswegcs glaube, daß irgend ein, wenn auch noch so großer, Kopf seine Immoralität

Genie's gewisse Tugenden in ihrer ganzen Strenge nicht vereinigen lassen *). Bedächten sie dieß, so würden sie duldsamer urtheilen, und es ihnen selbst gestehen, daß es kein Verdienst für sie ist, Abwege zu vermeiden, die für sie nichts anlockendes haben. Mögen sie ja nicht glauben, daß sie ihre Zufriedenheit auf eine sichre Weise stützen, indem sie in solchen Hinsichten schmeichelnde Vergleichungen zwischen sich und Andern ziehen; die Vergleichung dürfte leicht weiter fortgeführt werden, als sie ahnden, und zu ihrem Nachtheile ausfallen. Der Mann von außerordentlichen

damit entschuldigen könne. Nur müssen besonders Menschen von geringen Geisteskräften, die gewöhnlich ohne feurige Leidenschaft und Phantasie sind, bei der Beurtheilung derselben darauf Rücksicht nehmen, um sich nicht in Vergleichung mit ihnen zu vielen Werth zuzueignen. Ueberhaupt müssen die Gebrechlichen einander dulden; und Castraten sind deßhalb keine Sokrates, weil sie von den Tollheiten der Verliebten frei sind.

*) Dieß wird hoffentlich kein Mensch läugnen können; ich komme in einem der nächsten Abschnitte darauf zurück.

Talenten dürfte sie fragen, ob sie denn alle Hindernisse der Tugend überwinden, die in ihrer Fühllosigkeit, Trägheit und selbst in der Beschränkung ihrer Verstandeskräfte gegründet sind. Verleitet ihn sein Feuer nicht selten zu einer ungemäßigten Hitze in der Verfolgung seiner Plane und der Befriedigung seiner Triebe, so versäumt dagegen gewöhnlich der Mensch ohne Feuer und Geist eine Menge schöner Pflichten, weil es ihm an lebendigem Interesse, an Muth und Thatkraft fehlt; kann jener, wenn er beleidigt wird, oft der Begier nach Rache nicht widerstehen, da dieser versöhnlich ist, so fragt sich, ob nicht diese Versöhnlichkeit ein Werk der Furcht, des Kaltsinns gegen Ehre und einer allgemeinen Erschlaffung ist, und ob nicht eben dieser versöhnliche Mensch, weil er aller Wärme der Empfindung und aller Leidenschaft ermangelt, auch aller innigen Liebe, aller Aufopferung und Dankbarkeit unfähig ist. So ließe sich Rechnung und Gegenrechnung fortsetzen; und der beschränkte Kopf würde sich vielleicht an den Splitter und Balken im Evangelium erinnern müssen.

Er möge sich also zwar wegen der Versagung großer Talente durch den Gedanken trösten, daß er sie nicht ohne Gefahr für seine Moralität besitzen würde, möge auch diesen Gedanken durch Beobachtung der Beispiele der Laster und Schwächen ausgezeichneter Genieen beleben: aber zugleich greife er in seinen eignen Busen, und erwerbe sich ein Bewußtsein der Demuth, der liebenswürdigsten Gefährtin jeder Tugend; eine nie versiegende Quelle der Beruhigung und Zufriedenheit.

Indessen würden Menschen von beschränkten Geistesfähigkeiten sich ungeachtet aller jener Rücksichten nur auf kurze Zwischenräume beruhigen können, wenigstens nie einen dauernden Frieden der Seele gewinnen, wenn sie nicht Zuversicht auf die Vorsehung hätten, und eine weise Auflösung ihrer Schicksale im Plane ihres ganzen Daseins hofften. Diese Ueberzeugung allein kann eine vollendete Zufriedenheit in ihrer Seele vermitteln. Gewiß gehört es zu dem Plane einer Welt nach Gesetzen der Weisheit, daß jedes vernünftige und zur Unsterblichkeit bestimmte

Wesen den größten möglichen Umfang der Erkenntniß erwerbe, und mit der Natur- und Sittenwelt so vertraut werde, als es das Maß der Kräfte seiner Gattung zuläßt und ihr Endzweck, in seiner vollen Größe gefaßt, es erfordert. Auf die Unendlichkeit verweist uns unsre moralische Bestimmung: diese Bestimmung aber geht auf eine immer ausgebreitetere Wirksamkeit nach moralischen Gesetzen; der grenzenlos steigende Umfang dieses Einflusses setzt eine in eben dem Verhältnisse steigende Erkenntniß und Schärfe der Denkkraft voraus. So gewiß also alle Menschen eine im Allgemeinen gleiche moralische Bestimmung haben, so gewiß müssen wir auch überzeugt sein, daß in der Vertheilung der Verstandesgaben eine Zurücksetzung des Einzelnen für das Ganze seines Daseins unmöglich ist, daß vielmehr alle, jeder auf einem eignen Wege, dem höchsten Grade der für sie heilsamsten Kenntnisse entgegen gehen, und alle sich, nur dieser früher, jener später, dem gemeinschaftlichen Ziele nähern. Warum nun die Gottheit so

manchem Individuum für seine irdische Laufbahn ein so geringes Maß von Geisteskräften zugetheilt hat, ist ein Gegenstand, den wir gegenwärtig eben so wenig erklären können, als, warum sie eine Menge von Mißgeburten und Krüppeln zuläßt. Daß sie auch darin die weisesten und besten Absichten habe, darüber läßt der ganze Geist ihrer moralischen Gesetzgebung und Weltregierung keinen Zweifel übrig; ein Geist, den sie uns durch unsre Vernunft offenbaret hat, und zu dessen Deutung und Bewunderung wir keiner weitern Urkunde bedürfen. —

Verzage denn nicht, edle Seele, die du mit heißem Durste nach Wahrheit und Einsicht verlangst, und dich bei dem geringen Maße deiner Kräfte von allen Seiten gebunden und niedergedrückt fühlst; kämpfe männlich mit der Natur, die dich, nur für einen kurzen Zwischenraum, zu befeinden scheint; mache aus dir, was irgend möglich ist, und mit diesem schönen Bewußtsein siehe hoffnungsvoll der Zukunft entgegen! Die mißmuthigen Stunden deines Lebens erheitre der Gedanke des Todes, der deine

Schranken bricht, deinen Horizont erweitert und deinen Geist für die Bahn zum Lichte beflügelt. Laß die Kant und Herschel entdecken; verehre in ihnen die unerschöpfliche Natur: du bist nicht bestimmt, ewig nur ein Nachtreter ihrer jetzt begünstigten Lieblinge zu sein; auch du wirst einst die seligen Momente des Entdeckens genießen, und Kant und Herschel werden dich nie verachten dürfen *).

(Die Fortsetzung im nächsten Bande.)

*) Ich zweifle gar nicht daran, daß die große Menge der Halbköpfe unsrer Zeit den von mir hier gefaßten Gesichtspunkt für ein Paradoxon erklären werden; allein jedes wahre, große Genie wird mit mir zusammenstimmen, und gestehen, daß es alles, was es als Genie wirkt, der Natur verdankt, und in so fern keinen eigenthümlichen Werth hat. Man kann diese Wahrheit nie genug einschärfen, weil übermüthiger Stolz auf große Talente die damit behafteten so leicht höchst unsittlich macht, das Leben denen in diesem Stücke minder begünstigter Menschen verbittert und ihnen so manche Tugend erschwert. Wenn sich ausgezeichnete Genieen nur in so fern Verdienst zueigneten, als sie ihren Naturgaben den höchsten

möglichen Grad von Vollendung ertheilten, so würden wir unter ihnen die Demuth und Bescheidenheit nicht so ganz vermissen können, wie es gewöhnlich der Fall ist. Das erhebende Selbstgefühl großer Köpfe, bloß als solcher, darf nichts anders als ein beständiges Dankopfer für die Natur sein. — Ich erinnere mich immer, wenn ich die feindselige Gesinnung kleiner Geister gegen große Genieen bemerke, der Erbitterung von Leibeigenen gegen ihre Erbbesitzer; und die Parallele ist nicht die lahmste unter denen immer lahmen Gleichungen (omne simile claudicat). Der Uebermuth der großen Genieen drückt gewöhnlich die kleinern Geister nieder; daß jene aber diesen Druck sich anmaßen, ist eine bloße Usurpation: der angeborne Schatz ihrer Geisteskraft verpflichtet sie zur Verehrung der Natur und zur Verwendung ihrer Talente für das Wohl der Menschheit; er berechtigt sie aber keineswegs zu irgend einer Herabwürdigung derjenigen Menschen, die in jener Hinsicht unter ihnen sind. Indem also die schwächern Köpfe einen Haß gegen die Genieen hegen, üben sie oft nur das Recht der Vertheidigung und Vindication ihrer Würde aus. — Daß ich übrigens andre Triebfedern dieser Befeindung nicht übersehe, oder in Schutz nehme, ersieht man schon aus dem Vorigen und lehrt der ganze Geist dieser Betrachtungen.

Anekdoten

über

Verirrungen, Ausschweifungen und unglückliche Schicksale der Gelehrten.

Vidi enim multorum naufragia. Bartholinus de libris legendis.

Vorerinnerung.

Ich ziehe in diese Anekdoten auch Thorheiten der Gelehrten, welche Einfluß auf das Wohl und Weh der Gesellschaft haben. Denn es ist nicht bloß vom Unglücke, sondern auch von dem die Rede, was Unglück verursacht; und keine Thorheit der Gelehrten, welche von Wirkung auf die Art ihrer Thätigkeit innerhalb ihrer Sphäre ist, kann gleichgültig sein. Daß die wahren Gelehrten selten glücklich sind, ist eine eingestandene Wahrheit, sei es nun durch ihre Schuld oder ohne ihre Schuld. Ein zu seiner Zeit berühmter Dichter erhielt folgende Grabschrift, die er auch in jeder Rücksicht verdiente:

D. O. M.
Johannes Franciscus Salitus, Romanus
magni nominis vir
qui
inter astra vivens versatus
mortuus
inter astra quiescit
Fuit
Omnigena eruditione refertus,
In Poesi vero mirabilis
Cunctis apprime carus
quia
cunctis maxime ingenuus
Fortunae tamen minime gratus,
Nam illa
Semper Sapientibus obstat *).

Eine ähnliche Grabschrift dürfte wohl für mehrere nicht unpassend sein.

Man könnte eine ziemliche Bibliothek von Büchern über unglückliche Schicksale der Ge-

*) Johann Franz Salitus, ein Römer, großes Namens. Unter den Sternen, wo sein Geist hier schon schwebte, findet er seine Ruhe. Er war ein allbefassender Gelehrter, ein bewundernswürdiger Dichter und wegen seines biedern Charakters geliebt von jedermann. Nur das Glück, welches den Weisen immer befeindet, liebte ihn nicht.

lehrten sammeln. Ich will nur einige ältere nennen: Franc. Petrarcha de casibus virorum illustrium (Manuscriptum biblioth. Colbertinae); Bocatius de casibus virorum illustrium; Gaudentius de philosophorum quorundam luctuoso exitu; Cratianus de casibus virorum illustrium; Pierius Valerianus de litteratorum infelicitate; Tollius de infelicitate litteratorum; Spizelii infelix litterator; Menke Analecta de calamitate litteratorum und andre mehr.

Uebrigens vergesse der Leser nicht, daß ich Anekdoten, und nicht etwa charakteristische Schilderungen und pragmatische Darstellungen versprochen habe.

I

Unglück im Mutterleibe.

Zu früh geboren werden, ist in mehr als einer Rücksicht, vorzüglich für einen Gelehrten, ein großes Mißgeschick. Selten ersetzen Natur und Kunst, was durch vorzeitige Erzeugung verloren worden ist. Den berühmten Hobbes drängte die Furcht seiner Mutter an das Sonnenlicht, ehe er für die Geburt gereift war. Die Spanische Flotte drohte damahls ihrem Vaterlande den Untergang *); und sie nahm so viel Antheil an

*) Mater ejus Hispanae classis metu perculsa, quae tanquam portubus nostris imminens fama passim differebatur, ipsum, puellum tamen, quod eventu patuit, satis vivacem praematuro partu enixa est. Bathurst in vita Hobbesii p. 32.

dessen Schicksale, daß sie zu früh entbunden wurde. Hobbes zielt in seiner eignen Lebensbeschreibung mit folgenden Versen darauf:

Non est, ut patriae pudeat; sed tempus iniquum
Conqueror et mecum tot quoque nata mala.
Fama ferebat enim diffusa per oppida nostra
Extremum genti classe venire diem.
Atque metum tantum concepit tunc mea mater,
Ut pareret geminos, meque, metumque simul *).

II

Gelehrte Hurkinder.

Eine so genannte uneheliche Geburt kann ein Glück, aber auch ein Unglück sein: ein Glück, wenn man dem Feuer der Leidenschaft

*) Ich ehre mein Vaterland; aber ich klage über den Zeitpunkt meiner Geburt und über die vielen Uebel, die mit mir geboren wurden. Das Gerücht verbreitete sich, eine feindliche Flotte bereite der Nation den Untergang. Furcht erschütterte meine Mutter; sie gebar Zwillinge, mich und die Furcht zugleich.

seiner Aeltern Stärke, Schönheit und große Talente verdankt; ein Unglück, wenn die Aeltern Gesundheit, Bildung und Wohlstand des Kindes vernachläßigen. Gewiß sind viele große Köpfe unehelich geboren worden. Einer der berühmtesten ist Erasmus von Rotterdam. Nie ließ sein Vater sich seiner Mutter antrauen; und obwohl er anfangs seinen Namen, Gerhard Gerhardi, führte, so legte er ihn doch in der Folge ab und nannte sich Desiderius Erasmus. Der Dichter Baudius sagt über diesen Gegenstand und besonders über Erasmus folgendes: Ep. Cent. II. 2. Neque enim est nostrae spontis aut optionis ut legere possimus ad fastum parentes; aequo animo non solum habendi sed et colendi sunt, quos dei benignitas nobis assignavit. Quamobrem non video, cur Erasmum ortus sui pudere aut poenitere debeat. Nam mater ejus, ut optima Dido,

Huic uni forsan potuit succumbere culpae

in ceteris vitae partibus ita ſe geſſit, ut ſingularis exempli foeminam repreſentaret. Pater item probo genere natus fuit, nec expers humaniorum diſciplinarum, ut ferebat captus ſeculi, tum autem moribus ita factus ad genium urbanitatis et ad elegantiam jocorum, ut ab hominibus amoenioris notae cognomen Eutrapeli reportaverit *).

III

Ausſchweifung im Fleiße.

Gelehrte, welche ſich in der Betreibung ihrer Studien nicht mäßigen, und dadurch ihr

*) Die Wahl unſrer Aeltern iſt keine Sache unſrer Willkühr. Was für Aeltern uns Gottes Güte auch gegeben hat, wir müſſen mit ihnen zufrieden ſein, ja wir müſſen ſie verehren. Deßhalb ſehe ich nicht ein, warum ſich Erasmus ſeiner Geburt ſchämt. Denn vielleicht hat ſeine Mutter ſich allein mit ſeinem Vater vergeſſen, übrigens ein exemplariſches Weib. Sein Vater war von guter Herkunft und für ſeine Zeiten ein gelehrter Mann, übrigens ein ſo feiner, witziger Geſellſchafter, daß ihn jovialiſche Menſchen Eutrapelus nannten.

Leben auf das Spiel setzen, sind, moralisch beurtheilt, des Selbstmords schuldig. Bartholinus de libris legendis p. 142 sagt: fateor peccasse me junioribus annis intemperantia quadam studiorum. Consilia meliora melius edoctus et meo et aliorum exemplo dare possum. Vidi enim multorum hic (Romae) naufragia *). Antoine Possevin band sich Nachts, wenn er studirte, eine Klingel an den Fuß, um sogleich wieder zu erwachen (Bosius notitia scriptt. ecclef. p. 29). — Der große Grieche Wilhelm Buddeus studirte täglich vierzehn Stunden, und beklagte sich einst mit vieler Bitterkeit, daß er an seinem Hochzeittage nur vier Stunden arbeiten gekonnt. — Morellus trieb den Fleiß bis zur Verläugnung alles Gefühls der Liebe für seine Gattin. Als er den Libanius

*) Ich gestehe, daß ich in meinen frühern Jahren im Studiren ausgeschweift habe. Wie gefährlich dieses sei, kann ich durch mein und andrer Beispiel darthun. Denn ich habe viele Schiffbrüche gelehrter Männer zu Rom gesehen.

übersetzte, meldete man ihm die gefährliche Krankheit seiner Gattin: — „nur noch „zwei bis drei Perioden“ versetzte er „dann will ich kommen.“ — Er zauderte, und man verkündigte ihm ihren nahen Tod; — „nur noch ein Paar Worte;“ — der Totesbote folgte: „sie ist verschie„den.“ — Er antwortete kaltblütig: „das ist „Schade, die Frau war gut“ — und studirte fort.

IV
Häßliche Gelehrte.

Der Persische Dichter Fadhli war äußerst häßlich. Einst kam er in die Versammlung andrer Dichter, und redete Souzen, der durch einen Streit erhitzt war und ziemlich feurig aussahe, mit den Worten an: Quid est Souzeni, unde haec insolita rubedo tibi accidit? Souzen antwortete: Simulatque te adspexi, peccatorum meorum recordatio in ruborem me dedit. Fadhli fragte, wie dieß zu verstehen

sei: metuebam, versetzte Souzen, ne puniturus me Deus deformitate tui similem redderet *).

V

Trinker.

Man fragte den Pater Simond, wie oft man trinken müßte, seine Antwort war:

Si bene commemini caussae sunt quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas et quaelibet altera caussa **).

*) Sage mir, Souzen, warum wirst du so roth? — Als ich dich sahe fielen mir alle meine Sünden ein. — Ich fürchtete, Gott möchte mich zur Strafe so häßlich machen als dich.

**) Täusch' ich mich nicht, so trinkt der Mensch aus fünferlei Gründen:

Wenn ihm ein Gastfreund kommt, wenn er Durst hat und Durst noch vermuthet,

Wenn ihm der Wein behagt und noch aus jeglichem Grunde.

Wenn man dem Dichter Baudius seine Trinklust vorwarf, berief er sich auf den Cato

cujus virtus incaluit mero

(Horatius.)

und andre große Männer der Vorzeit. Die Vorsteher der Akademie machten ihm wegen seiner Unmäßigkeit im Trunke Vorwürfe. Darauf antwortete er: Nihil inveniat, quod in nostis carpere possit livor, quam quod interdum ad exemplum prisci Catonis liberalius invitari nos patimur, nec semper constitimus intra sobrietatem veterum Sabinorum. Huic quoque peccatulo in dies moderari conamur et pulchre procedit. (in epist. ed. 1642, Amstelod. 12. *).

*) Der Neid kann mir nur eines nachsagen, daß ich, wie Cato, der sich durch Wein zur Tugend begeisterte, mich zuweilen übernehme, und die Nüchternheit der alten Sabiner nicht nachahme. Indessen suche ich dieses Sündchen so viel als möglich zu mäßigen, und es geht wohl von Statten.

Die Jovialität Baudius erhellet aus einem Verse, welchen er einst inter pocula zum besten gab:

VI

Gelehrte Grobians.

Der gelehrte Humanist **Barth** war im höchsten Grade mürrisch und unfreundlich; mirabile caput, sagt **Buchner**, et quem offendas, cum te placere maxime autumes *). Einst besuchte ihn ein gelehrter Niederländer, ganz gefaßt auf ein viel umfassendes Gespräch über Gegenstände der Wissenschaften. **Barth** erschien; allein kaum hatte jener seine Anrede

Lipsius est Atheus, furibundus Douza poeta,
Baudius interea dulcia vina bibit.

Lipsius läugnet Gott, und **Dousa** der Dichter ist rasend,
Baudius sitzt indeß, sitzt und trinkt lieblichen Wein.

Baudius kam, wie bekannt, **bei einem wohl besoldeten** Amte in die größte Armuth. Nihil esset mea sorte felicius, sagt er in einem Briefe, si semel amolitus essem importunos creditores. (**Centur.** 3. ep. 37.

*) Ein seltsamer Mensch, den man beleidigt, wenn man ihm am meisten gefällig zu sein glaubt.

vollendet, so drehte er sich herum und sagte: „Hat mich der Herr von vorn genug „besehn, so sehe er mich nun von hin„ten an" und verließ ihn. — Wie kommt es doch, daß es von jeher unter denen sich so nennenden Humanisten die meisten Carricaturen gegeben hat? — —

VII

Geitzige Gelehrte.

Der Geitz ist eines der verächtlichsten Laster für eine Seele, die sich der Weisheit und Wissenschaft gewidmet zu haben vorgiebt. Nicht genug, daß er uns ganz herabwürdigt, er stört auch alles Glück unsers Lebens. Jeder geitzige Gelehrte verdient die Inschrift, die mehrere Studirende zum Andenken des Arztes Jakob Sylvius an die Kirchthüre schrieben:

Sylvius hic situs est, gratis qui nil dedit unquam.
Mortuus est gratis, quod legis ista dolet.

Sylvius schlummert hier, der nie umsonst etwas
hingab,
Als sein Leben; — er schmollt, daß man umsonst
dieß liest.
(Buchananus.)

VIII
Armuth der Gelehrten.

Verdienstvolle Männer haben durch und ohne ihre Schuld das Loos der Armuth ertragen müssen. Der unsterbliche Torquato Tasso lebte in der äußersten Dürftigkeit; zuweilen hatte er nicht einmahl Beinkleider und Strümpfe, und er war genöthigt Almosen zu erbitten. Er trug sein Schicksal standhaft, gestützt auf das Bewußtsein seiner Talente und wahren Größe. Solatio eguit nullo, sagt von ihm Borremansi in dialogo de poetis et prophetis p. 17, cum ipse se contentus, non paupertatem, ut alii solent, sed divitias grave onus putaverit *).

*) Er hatte Trost genug; denn sich selbst gnügend, hielt er nicht die Armuth, sondern den Reichthum für eine schwere Last.

Der berühmte Mitwirker zu der Reformation, Carlstadt, bereitete sich selbst das Schicksal des äußersten Mangels. Ohne auf Luthers und andrer Vorstellungen zu achten, legte er seine Lehrstelle nieder, zog auf ein Dorf und trieb den Ackerbau, so daß er die Pferde am Pfluge selbst trieb und sich den Bauern in Allem gleich stellte. Da diese ihn nicht zum Besten behandelten, ließ er sich in Kemberg nieder und machte den Klip-Kramer, trug Branntwein, Pfefferkuchen, Spiegel und andre Dinge zum Kauf. Er ging in einem groben Bauerrock, einen rostigen Degen in zerlöcherter Scheide an der Seite, und einem groben Filzhuth auf dem Kopfe.

Der berühmte Philosoph Franz Bako gerieth in die tiefste Armuth, als er nicht mehr Kanzler war. Er sah sich gedrungen, den König flehentlich zu ersuchen, ihn nicht in seinem Alter an den Bettelstab kommen zu lassen.

Die Armuth des großen Mathematiker Kepler hat Kästner durch ein geistvolles Sinngedicht verewigt:

Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

IX

Flüchtig gewordene Gelehrte.

Laurentius Valla, einer von denen Männern, die man als Vorbereiter der Reformation ansehen kann, hatte traurige Schicksale, Schicksale, wie sie in jenen Zeiten jeder erwarten mußte, welcher mit Freimüthigkeit gegen die Betrügereien und den Despotism der Päpste zu sprechen wagte. Zwar giebt man ihm Schuld, er sei ein zanksüchtiger, unerträglicher Mann gewesen *);

*) Valla erhielt von seinen Feinden die Grabschrift:

Ohe! ut Valla silet, solitus qui parcere nulli est,
Si quaeris, quid agat, nunc quoque mordet humum.

Ach! wie ist Valla so still, der immer um sich herum biß;
Glaubst du, daß er jezt ruht? Nein, er zerbeißt sein Grab.

allein ein solcher Vorwurf ist in dem Munde seiner Feinde zu verdächtig, um etwas auf ihn zu rechnen. Er war ein Mann, weit erhaben über sein Zeitalter: er brach sich neue Bahnen, wagte es, die Aristotelische Philosophie anzugreifen; ja er hatte die unerhörte Kühnheit, in einem besondern Werke zu zeigen, daß die Schenkung Constantins, auf welche sich das patrimonium Petri gründet, erdichtet sei. Kein Wunder, daß er sich die Verfolgungen des päpstlichen Hofes, der Pfaffen und Mönche zuzog. Er entfloh von Rom nach Neapel. Allein obschon ihn der König Alphons V. zu schützen versuchte, so war doch sein Ansehn und seine Macht zu geringe, Valla der Wuth der Mönche zu entziehn. Sie spielten es dahin, daß er an den Pranger gestellt, mit Ruthen gehauen und zur Stadt hinaus gejagt wurde. — Valla konnte sich in dem Bewußtsein trösten, daß seine Verfolger tief unter ihm waren, und sich die Mühseligkeiten der Flucht durch den Gedanken versüßen: non interest, ubi sitis in

saeculo, qui extra saeculum estis. Tertull *).

Als der Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, vom Kaiser Karl V. bei Mühlberg geschlagen und gefangen wurde, eilte die siegende Armee vor Wittenberg. Melanchthon entfloh mit seiner Familie so schleunig, als er konnte, und nahm seinen Weg auf Braunschweig. Melanchthon war, wie bekannt, furchtsam und kleinmüthig **); nie würde durch

*) Es ist gleichgültig, wo ihr in eurem Zeitalter seid, die ihr an dem Geiste eures Zeitalters keinen Theil nehmt.

**) Es war in mehrern Rücksichten für das Geschäft der Reformation sehr heilsam, daß dem feurig-leidenschaftlichen Luther ein Charakter wie Melanchthons zur Seite stand, wenn auch gleich Melanchthon zuweilen in Schüchternheit und Nachgiebigkeit zu weit ging. Wie furchtsam Melanchthon war, zeigt sich auch dadurch, daß er es nicht wagen durfte, die Kanzel zu betreten. Er klagt selbst in irgend einer Stelle seiner Schriften darüber und sagt: Me miserum, qui, calamo scribens, ita possum concionari, ut non verear conspectum totius imperii Romani, in suggestu au-

ihn eine Reformation zu Stande gekommen sein. Jetzt da die Feinde der guten Sache Ueberlegenheit hatten, verschwand auch der geringe Grad von Muth, den er besaß; er hielt

tem, pauculis audientibus verba facere non possum. Luther, den nichts niederbeugte, suchte dem verzagten Manne dann und wann Muth zuzusprechen. In einer Sammlung von Briefen Luthers (epistolae Lutheri quibusdam theologis ad Augustana concilia ao. 1530 scriptae, 1549, 8.) befindet sich ein Brief an Melanchthon, (pag. 29) dieser hebt an: „Gratiam et pacem in Christo, „domino etiam hostium suorum, frisch hin„durch u. s. w.“ Die Worte S. 48 „sind „doch die Gelehrten so verzagt, daß man sie mit „einem rauschenden Blatte verjagen kann“ zielen unfehlbar auf Melanchthon. Furchtsame Menschen sind gewöhnlich abergläubisch. Melanchthon war es auch, war es in dem Grade, daß er seinen Todestag astrologisch ausrechnete, und, als er nach seinen Wahne herannahte, beinahe vor Angst starb. Luther besuchte ihn in diesem Zustande, und sagte: „fürchte dich nicht, Phi„lippe, du wirst nicht sterben.“ Er starb auch nicht. —

alles für verloren, und sah schon das ganze Reformationswerk scheitern. Herzhaft und voll Zuversicht auf Gott sagte einst D. Chilian zu ihm: „Ey, Domine praeceptor, wir haben „bishero oft in theologia gehöret den locum de „cruce toleranda und seynd allein in selbigem „Fall theoretici gewesen, aber jetzund will uns „unser Herrgott auch lernen prakticiren und mit „der That versuchen, damit er uns rechtschaffen „probire, ob wir wollen aushalten.“ — „Ja“ antwortete Melanchthon „es ist wohl davon „zu reden, sed quis erit tandem finis prae„sentium calamitatum?“ — „Ey!“ antwortete D. Chilian „propterea non est no„bis desperandum, quia deus etiam ex la„pidibus potest suscitare nomen Abra„hae.“ —

Johann Brentius war einer von jenen Theologen, welche das Interim nicht annehmen wollten; er hielt es für eine Gottlosigkeit, die mit der Schrift und der Analogie des Glaubens streite. Es wurde ein Commissar nach

Halle geschickt, der Brentius todt oder lebendig abführen sollte. Der Commissar versuchte List, lud Brentius zu sich, bewirthete ihn stattlich, und dachte ihn so mit guter Manier heimlich fortzubringen. Allein dieß wollte nicht gelingen; und es blieb nur der Weg der Gewalt übrig. Er berief den Rath zusammen, und verband die Glieder desselben eidlich, das Vorhaben zu verschweigen, welches er ihnen eröffnen müßte. Nach geleistetem Eide erklärte er, daß er den Auftrag habe, Brentius zu entführen, und beschwor sie mit den nachdrücklichsten Bedrohungen, ihm darin nicht hinderlich zu sein. Es schien um Brentius geschehen. Ein glücklicher Zufall rettete ihn. Ein Rathsherr kam zu spät, und wurde von dem Commissar, welcher mit Heftigkeit an den Rath sprach, nicht bemerkt. Die Versammlung ging aus einander, und der Rathsherr säumte nicht Brentius einen Zettel mit den Worten zu schicken: Fuge, fuge, Brenti, cito, citius, citissime. Brentius erhielt ihn, als er eben mit seiner Familie bei Tische saß. Er stand eilig auf un-

ter dem Vorwande einiger Geschäfte, mit dem Versprechen, sogleich wieder zu kommen. Schon war er am Stadtthore, als ihm der Commissar selbst begegnete. „Wohin?“ fragte dieser. — „Nur auf einige Viertelstunden in die Vorstadt, „um einen kranken Freund, der mich verlangt, „zu besuchen.“ — „Ganz gut, morgen wird „Er seinem Versprechen nach bei mir zu Mittag „speisen.“ — „Deo volente,“ sagte Brentius, und ging zum Thore hinaus. Er verbarg sich am Tage in Gehölzen, und Abends nahm ihn ein Edelmann bei sich auf.

Die Flucht Grotius, und das seltne Beispiel weiblicher Treue, welches seine Gattin gab, indem sie mit Gefahr ihres Lebens ihn in einem Bücherkasten forttragen ließ, ist bekannt genug. Nicht genug bekannt und höchst rührend ist folgende Anekdote. Als der Kasten, in welchem Grotius lag, verschlossen war, fiel sie auf die Knie, küßte das Schloß und betete zu Gott. — Der Kasten ging zu Grotius nicht geringer Kränkung verloren. Nolim, sagt er in einem

Briefe, perire monumentum tanti in me divini beneficii *).

Barläus hat folgendes artige Epigramm auf Grotius Gattin verfertigt:

Discite jam Belgae, pietas quid possit et uxor,
Quam faciat gratas docta virago vices.
Foemina capta manet, dimisso laeta marito,
Miraturque suos ingeniosa dolos **).

X

Gelehrte auf der Tortur.

Eine Geschichte jener Gelehrten, welche die äußersten Martern der Tortur nicht bewegen

*) Es würde mich sehr dauern, wenn dieses Denkmahl einer so großen göttlichen Wohlthat unterginge.

**) Belgier, kommt und seht, was Gattin und Liebe vermögen,
Klug und heldenmuthvoll tauscht sie des Gatten Loos.
Ha! gerettet ist er, und sie bleibt freudig im Kerker,
Segnet die fromme List, fürchtet die Fesseln nicht.

konnten, ihre Ueberzeugung zu verläugnen, würde gewiß ein sehr interessantes Werk seyn. Sind auch zuweilen die Meinungen solcher Männer vernunftwidrig, so verdient doch ihre Seelenstärke und die Geradheit ihres Charakters die größte Achtung.

Platina war einer der berühmtesten Gelehrten des funfzehnten Jahrhunderts, und machte sich besonders durch seine Lebensbeschreibungen der Päpste berühmt, die er auf Befehl des Papsts Sixtus IV. herausgab, und in denen er alle Freimüthigkeit wagte, welche in den damahligen Zeiten zweckmäßig seyn konnte. Jovio urtheilte, er habe labore ingenuo und incorrupta fide geschrieben. Unter Pius II. lebte er glücklich, und wurde mit der Stelle eines Abbreviator apostolicus beehrt. Als aber Paul II. den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde sein Glück unterbrochen. Dieser Papst, ein Feind aller Gelehrten, und besonders derer, die sein Vorgänger begünstigt hatte, haßte auch Platina, nahm ihm sein Amt und alle seine Güter. Die Regierung die-

ses Papstes war überhaupt eine der schändlichsten. Baptista Mantuanus, ein Carmeliter-Mönch, schildert sie mit den Worten:

— — — Venalia nobis
Jura, sacerdotes, altaria, sacra, coronae,
Ignis, thura, preces, coelum est venale Deusque *).

Platina wollte den Papst selbst sprechen; da ihm aber dieß nicht vergönnt wurde, drohte er, er wolle Könige und Fürsten auffordern, den Papst zu einem Concilium zu nöthigen, worin er von seinem Thun Rechenschaft ablegen solle. Dieses Wagstücke verursachte, daß er eingekerkert und in Ketten geschlossen wurde. Der Cardinal Paul Gonzaga befreite ihn. Allein nach drei Jahren wurde er wieder in das Gefängniß geworfen und des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigt. Platina läug-

*) — — Feil für Geld ist uns alles;
Rechte, Priester, Altar, Gottesdienst, Kronen und Feuer,
Weihrauch, Gebete sind feil, feil ist der Himmel und Gott.

nete, ward auf die Tortur gespannt und mit den gräßlichsten Martern gepeinigt; er blieb standhaft und das crimen laesae majestatis blieb unerwiesen. Nun wurde er der Ketzerei angeklagt und mußte drei Jahre im Gefängniß zubringen, bis die Cardinäle Bessario und Gonzaga ihn durch ihre Vorsprache befreiten. Sein Schicksal nahm erst unter Pauls Nachfolger Sixtus IV. eine günstige Wendung. Dieser gelehrte Papst beschenkte Platina auf die großmüthigste Weise, und machte ihn zum Bibliothekar im Vatikan.

Merkwürdig ist Campanella's *) Räsonnement über seine Tortur (in quaest. moral.

*) Die Ursache, weßhalb Campanella gefoltert worden und eine fünf und zwanzigjährige Gefangenschaft ausstehen müssen, ist nicht liquid. Wegen seiner Verachtung des Aristoteles brauchte man ihn nicht zu foltern, denn er hatte sie in seinen Schriften deutlich genug an den Tag gelegt. Die Ursachen waren unstreitig politisch. In s. B. de libris propriis sagt er selbst: ductus fui Neapolin, tanquam reus majestatis.

p. 8.). Er beweist hier, kein Mensch könne zum Bösen gezwungen und durch Gewalt an seinem wahren Wesen und Werthe verletzt werden. Ich habe es erfahren, sagt er. Vierzig Stunden lang mußte ich an einem Stricke hängen, meine Arme waren hinterwärts gedreht und daran angebunden, mehrere Stricke noch rädelten die Glieder bis auf die Knochen zusammen; ich mußte auf einem spitzigen Holze sitzen; wollte ich mich mit den verdrehten Armen anhalten, so litten Schultern, Arm, Brust und Hals auf die entsetzlichste Weise; ließ ich mich nieder, so durchstach mich das spitzige Holz, daß ich mich sehr verblutete. Endlich hielten sie mich nach vierzig Stunden für todt, und hörten auf mich zu peinigen; die meisten von den Umstehenden fluchten und vergrößerten meine Schmerzen, indem sie an dem Stricke schüttelten; andre bewunderten in geheim meine Standhaftigkeit. Hier erfuhr ich, daß es nur bei uns steht, beleidigt zu werden oder nicht; denn ich wich ihnen nicht im geringsten, und sie konnten kein Wort aus mir bringen. Gleichwohl hätte mich Aristoteles

damahls unglückselig genannt. Wäre ich ihm gefolgt und hätte, um mein Leben zu retten, gegen meine Ueberzeugung und Vorsatz gehandelt, so wäre ich überwunden, ein Sclave der Furcht und des Lebens unwürdig gewesen.

Einer der berühmtesten Gelehrten, welche die Folter erlitten, ist Savonarola *), ein Religiöser von dem Orden der fratrum praedicatorum. Ich gestehe, daß die wahre Ursache seiner Verhaftung, Folterung und Verbrennung mir noch nicht gehörig erwiesen zu sein scheint. Nach der gewöhnlichen Meinung war die entfernte Triebfeder seiner Verfolgung der Haß des Papstes, den er durch die freimüthige Rüge seiner Schändlichkeiten gegen sich aufgebracht hatte, und die Rache der Mönche, welche sein exemplarisches Leben ärgerte und seine Ei-

*) Sein Leben befindet sich in Gratian. de casibus virorum illustrium und Batesii vitis selectorum virorum (vom Fürsten J. F. Picus von Mirandula geschrieben).

ferungen gegen die Verderbniß der Orden entrüsteten; der Gegenstand der Anklage seine Prophezeihungen über das Schicksal von Florenz; die nächste Veranlassung ein Tumult des Volks wegen eines Vorgebens Savonarola's, als könne er die Wahrheit seiner Lehre durch die Feuerprobe darthun *). Gewiß ist es, daß die Mönche ihn befeindeten, eben so gewiß, daß er die Rolle des Propheten spielte, nicht nur im Allgemeinen vorhersagte, Gott werde die Schändlichkeiten der Päpste, die Sittenlosigkeit des Clerus und die Tyrannei der Fürsten in kurzem mit verdienten Strafen belegen, sondern auch im besondern den Tod des Papst Innocentius VIII. die Ankunft Karls VIII. in Frankreich, den Sturz der

*) Theodor Beza sagt in seinen elogiis vom Savonarola: homini tam perdite scelerato quam fuit Alexander ille Borgia pontifex h. n. VI. usque adeo displicuisse, ut non nisi te indignissime damnato et cremato acquiescere potuerit, maximum esse videtur tuae pietatis monumentum.

Mediceer in Florenz und die Trennung Pisa's von Florenz prophezeihte *).

Endlich ist auch nach allen Zeugnissen die nächste Veranlassung wahr, obwohl lächerlich genug. Savonarola gab vor, er wolle, um die Wahrheit seiner Lehre und seiner Weissagungen zu bekräftigen, in das Feuer gehn, wenn einer seiner Gegner dieselbe Probe für die Lehre, die er bekennte, wagte, er sei gewiß, daß er unversehrt heraus komme; seine Anhänger betheuerten dasselbe. Ein Franciscaner machte sich anheischig, nicht, wie er sagte, als ob er glaubte, lebendig zurück.

*) Durch mehrere seiner Prophezeihungen hat Savonarola sich lächerlich gemacht. Johann Peggius hat über diesen Gegenstand ein besonderes Buch geschrieben. Trafen einige auf eine auffallende Weise ein, so war es Zufall oder Folge von Nachrichten, die ihm von seinen zahlreichen Freunden in Florenz und Frankreich mitgetheilt wurden. So urtheilte auch Naudé in seiner Vertheidigung berühmter der Zauberei beschuldigter Personen. (Deutsch in Reichs zweiter Sammlung von Schriften über die Zauberei, S. 388.)

zukommen, sondern um Savonarola, mit Verlust seines eignen Lebens, Lügen zu strafen (ut ipse quidem conflagraret, Hieronimumque una ad incendium raperet. Picus Mirandul. in vita Savonar.). Es wurde ein ungeheurer Scheiterhaufen auf dem Markte angezündet. Der Franciscaner verlangte, daß seine Gegner die Kleider wechselten, weil sie bezaubert sein könnten; es geschah. Nun forderte er, sie sollten keine Hostie mit in das Feuer nehmen; darauf bestanden jene: und so zerschlug sich die ganze Unternehmung auf eine possierliche Weise, und die Feuerprobe unterblieb. Es ist nicht zu verwundern, daß eine so seltsame Komedie Aufsehen machte, und daß die Feinde Savonarola's die Gelegenheit ergriffen, ihn zu stürzen; das Volk erregte einen Aufstand, und der hohe Rath ließ Savonarola einkerkern. Er wurde mit den entsetzlichsten Martern gepeinigt, bloß, wie Picus von Mirandula sagt, um ihn zu peinigen, daß er seine Prophezeihungen wiederrufe und gestehe, er sei kein Gesandte Gottes. Savonarola war durch

nichts zu bewegen es zu thun, und duldete die größten Qualen standhaft. Allein unter den Schmerzen der Folter legte man ihm verfängliche Fragen vor, die der so wunderlich leidende Mann verworren und dunkel beantwortete; und diese Antworten waren die Rechtsgründe seiner Verdammung zum Tode. — Ich kann die Vermuthung nicht zurückhalten, daß die Prophezeihungen allein schwerlich die Ursache seines Schicksals waren, daß man ihn vielmehr, wie es mit Campanella der Fall war, für politisch gefährlich halten mochte. Savonarola hatte sich bereits in Staatsangelegenheiten vermischt, und den Frieden zwischen der Florentinischen Republik und Karl VIII. unterhandelt. Gab er vor, das Schicksal von Florenz und der Kirche so genau zu wissen, wie leicht war der Verdacht möglich, daß er selbst revolutionäre Plane habe, besonders da er durch vorgebliche Wunder auf das Volk wirken zu wollen schien *).

*) Paulus Jovius Machiavell Cardanus und in den neuern Zeiten Naude' haben

Auf jeden Fall ist sein wahrer Charakter noch manchem Dunkel ausgesetzt. Unstreitig war es Betrug von ihm, wenn er die Farbe der Bohnen, deren sich die Florentiner beim Votiren in

dem Savonarola geradezu politische Absichten zugeschrieben, und seine Prophezeihungen und Wunder für Betrügereien erklärt, durch welche er sich Einfluß, ja vielleicht gar die Oberherrschaft von Florenz erwerben wollen. Freilich widerspricht die Charakterschilderung desselben von J. F. Picus von Mirandula denen Beschuldigungen ganz. Wenn ich indessen bedenke, daß Picus und Savonarola vertraute Freunde, und in ihren politischen und religiösen Grundsätzen einstimmig waren, daß Savonarola's Leben von Picus ganz in der Absicht verfaßt zu sein scheint, um das Publicum zu blenden, daß Picus hier dem Leser Dinge aufdringen will, über die er selbst innerlich lachen mußte, daß er die albernsten Wunder Savonarola's, ja selbst sein nach seinem Tode im Flusse Arno gefundenes Herz und die plötzlichen Todesfälle aller seiner Verfolger in Schutz nimmt; so kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß Picus vielleicht ein Theilnehmer an Savonarola's Planen war.

Staatssachen bedienten, während des Stimmens veränderte, und aus weiß schwarz machte; Betrug waren seine Prophezeihungen und Wunder *), seine Religion zum Theil heuchlerisch. Auf der andern Seite zeigt folgende Handlung von einem großen Charakter. Laurentius von Medicis wußte, daß Savonarola gegen die Tyrannei der Fürsten eiferte, und suchte vergebens ihn zu gewinnen. Er ward krank und ließ Savonarola hohlen. Dieser erschien; Laurentius bat ihn, er möge seine Beichte

*) Man könnte einwerfen, er habe doch durch die äußersten Martern nicht bewogen werden können, seinen Betrug zu gestehn. Allein was konnte dieß helfen; gestand er ihn, so folgten neue Foltern, um die Absichten des Betrugs zu erfahren, und diese können in solchen Fällen, besonders bei einem Manne, der von politischem Einflusse war, nicht die besten sein. Die Verläugnung derselben führte zum unausbleiblichen Tode. Wahrscheinlich hielt auch Savonarola seinen Betrug für einen frommen Gott wohlgefälligen Betrug, und glaubte die Rolle der alten Propheten zu spielen, welche

hören. Ja, sagte Savonarola, wenn ihr vorher drei Dinge leistet: Habt Glauben — „den habe ich, mein Vater;“ — ersetzt, „was ihr unrechtmäßig genommen „habt — (nach einiger Verlegenheit) „das „werde ich ohne Zweifel bald thun, oder meinen „Erben überlassen;“ — gebt Euerm Vaterlande die Freiheit wieder, und setzt die Florentinische Republik in ihren Stand. — Laurentius schwieg; Savonarola ging fort, und Laurentius starb kurz darauf.

Savonarola erduldete seinen Tod freudig und standhaft, betheuerte bis auf den letzten Hauch die Wahrheit seiner Prophezeihungen, und wurde von seinen Anhängern nach seinem Tode wie ein Heiliger verehrt.

unter dem Vorwande göttlicher Eingebung Gericht über die Könige hielten. Er handelte also consequent, wenn er zuletzt noch dabei blieb, magna eos visuros esse.

XI

Gelehrte unter den Händen der Aerzte.

Viele Gelehrte sind Opfer ihrer eignen Quaksalberei, viele Opfer der Aerzte geworden *). Muretus lag in Rom krank. Er ließ mehrere Aerzte kommen; diese berathschlagten sich über seinen Zustand in Lateinischer Sprache und glaubten nicht, daß Muretus, den sie nicht kannten, es verstehe. Das letzte Resultat war: „was kommt auf dieses Mannes Le-

*) Kaiser Hadrian war ein großer Freund der Medicin, und beschleunigte wahrscheinlich durch den Gebrauch zu vieler Arzneien seinen Tod. Er verfertigte sich selbst die Inschrift:

Turba medicorum perdidit Caesarem.

Des Cartes wollte, als sein Tod herannahte, keinen Arzt zulassen. Als aber die Königin Christiana einen zu ihm schickte und ihm eine Ader zu öffnen rieth, schrie er zu wiederhohlten Mahlen: Messieurs, epargnez le sang françois.

den an, wir wollen einen Versuch machen.“ (Faciamns periculum in anima vili.) Muretus richtete sich von seinem Krankenlager auf und sagte: „So wollt ihr mit „dem Leben eines Mannes spielen, „dessen Seele Christus erlöst hat?“ — Die Aerzte errötheten und schwiegen.

XII

Fröhliches Leichenbegängniß.

Spinoza sagt: meditatio hominis sapientis vita est (der weise Mensch verlangt nach Leben, und strebt wohl zu leben). Mehrere Gelehrte haben auch ihrer Todesfeier die lachenden Farben des Lebens geben wollen. Das merkwürdigste Beispiel ist mir Ludwig Cortusi, ein Rechtsgelehrter von Padua; dieser ordnete in seinem Testamente sein Leichenbegängniß folgender Maßen an: Niemand solle weinen und jammern, Musikanten, Sänger und Instrumentalisten sollten dem Trauerzuge theils vorhergehn

theils folgen, es möchten funfzig sein, deren jeder einen halben Dukaten bekäme. Zwölf Jungfrauen in grünen Kleidern sollten die Leiche begleiten bis zur Sophienkirche, wo er begraben wurde, jede sollte dafür eine Ausstattung zu künftiger Ehe bekommen; sie sollten die lustigsten Lieder singen, die sie wüßten. Alle Mönchsorden sollten dem Zuge beiwohnen, nur nicht d e Eremiten, damit sie nicht durch ihre schwarze Kleidung die Freude des Festes störten. — Der Rechtsgelehrte Paulus de Castro bezweifelt die Anekdote, weil er dem Cortusi solchen Unsinn nicht zutrauen könne. Ich finde keinen Unsinn darin, vielmehr den Ausdruck einer großen Seele, die den Tod aus seinem richtigen Gesichtspunkte ansieht *).

*) Die Anekdote ist aus Bernardinus Scardeonius de claris ICtis Patavinis. Ich setze seine Worte her, wie sie sich in Camerarii horis subcesivis befinden. Ludovicus Cor-

tusius, juris consultus patavinus moriens contra communem mortalium morem ex testamento interdixit suis proximis lacrimas et solitas funerum lamentationes, Ennii summi vatis exemplo, et quaecunque lugubria solent ad moestitiam parari, abesse prorsus voluit, addita etiam ex legato gravi mulctatione haeredi, si id facere neglexisset. Contra vero pro his acciri jussit musicos, cantores et citharoedos et tibicínes omnis generis, qui vario concentu una cum clero funeris pompam partim praeirent, partim sequerentur, usque ad quinquaginta, quibus singulis mercedem dimidii aurei nummi dandum statuit. Et quod duodecim puellae innuptae amictae viridibus pannis feretro subirent usque ad templum, ubi se sepeliendum mandaverit; quae omnes pariter de more laetantium quaecunque vellent modulantes alta voce concinerent, relicta singulis certa pecuniae quantitate, dotis causa. Sepultus est in aede vetustissima S. Sophiae centum funalibus incensis, et viginti integris dandis universo clero Patavino, qui longo ordine procedebat, et cum eo omnis cucullatorum conventus, exceptis Eremitanis, quos testamento cavit, ne funeri suo ul-

lo pacto interessent, ne sua fortassis illa nimia cucullarum nigredine hilaritatem exequiarum funestarent.

Psychologische Bemerkungen

über die

Hypochondrie.

(Fortsetzung.)

Wenn ein Hypochondrist sich nicht in dem Wege täuschen will, der allein ihn zur glücklichen Genesung seines erkrankten Gemüths hinführen kann, so muß er zuvörderst auf die wahren Ursachen zurückgehn, von denen seine Krankheit herrührt. Keine Rücksicht muß ihn verhindern, die Ansicht derselben vollständig und richtig zu fassen; selbst diejenigen darf er sich nicht verheelen, deren er sich als moralisches Wesen zu schämen hat, er muß sich auch seine Schande gestehn.

Verschiedene Menschen sind schwach genug, das Entgegengesetzte in sich zu vereinigen und zugleich die Befreiung von ihrem Uebel und die Dauer desselben zu erstreben. Der Leiden möchten sie entledigt sein; allein, indem sie absichtlich ihre Augen gegen die Grundursachen derselben zudrücken und sie, weil sie ihren Leidenschaften schmeicheln, unterhalten, so

geben sie das possierliche Schauspiel von Wesen, die, gleich den Kindern, in einem und demselben Augenblicke etwas wollen und auch nicht wollen. Sie erdichten sich durch eine erkünstelte Selbsttäuschung falsche Ursachen, und gefallen sich in der Verfolgung eines Heilungsplanes, von dem sie überzeugt sein müssen, daß er ohne Wirkung ist.

Die Hypochondrie als Gemüthskrankheit bekommt allezeit eine eigne Gestalt, je nachdem sie aus diesen oder jenen Wurzeln entspringt; und die Ursachen müssen gehoben werden, ehe die Folgen vernichtet werden können.

Ich zeichne diejenigen Ursachen aus, welche in unnatürlichen Richtungen von Leidenschaften und Trieben gegründet sind: Trunk, Wollust (besonders Selbstschändung), unglückliche Liebe, Eifersucht, Ehrsucht, fantastische Gewissenhaftigkeit, Bigoterie, Todesfurcht, übertriebener Fleiß und Geistesanstrengung und dergleichen.

Die Neigung zum Trunke ist, so viel ich weiß, in psychologischer Hinsicht noch nicht auf eine befriedigende Weise behandelt worden. Die Aerzte können beinahe gar nichts thun, um sie auszutilgen; die Moralisten, die gewöhnlich bloß über ihre Folgen auf Körper und Geist declamiren, würden mehr wirken, als gewöhnlich geschieht, wenn sie auf die Ursachen derselben zurückgingen, sich in den Gemüthszustand des leidenschaftlichen Trinkers versetzten, und zwar hierin nicht bloß oberflächlich, sondern mit besondrer Hinsicht auf die verschiedenen Formen verführen, welche diese Neigung in den Individuen annimmt.

Die Neigung zum Trunke kann Grund der Hypochondrie werden: bei vielen Personen ist sie zwar Folge davon, aber eine Folge, die gewöhnlich zum Grunde der Fortdauer und Erhöhung des Uebels wird*); ich sage, nur gewöhn-

*) Dieß geschieht besonders bei Geschäftsmännern, die vormahls nie sich von der Nüchternheit entfernten, nachmahls aber durch Uebermaß von Arbeiten in Hypochondrie verfielen, und nun im Trunke eine

lich, weil es nicht immer der Fall ist, sondern von dem Grade der Unmäßigkeit und der besondern Verfassung des Trinkers nach Körper und Geist abhängt.

Ich betrachte nun:

1) Neigung zum Trunke als Ursache der Hypochondrie;

2) Neigung zum Trunke als Folge derselben, aber zugleich als Grund der Fortdauer und Verschlimmerung der Krankheit.

Ich frage:

a) wie kann Neigung zum Trunke Ursache der Hypochondrie, ihres Ursprungs und ihrer Dauer sein?

Stütze ihrer Thätigkeit zu finden glauben. Hier ist der Trunk Folge der Hypochondrie, wird aber zum Grunde der Fortsetzung und Erhöhung des Uebels. Ein solcher Geschäftsmann würde nicht trinken, wenn nicht die Krankheit seine Thätigkeit beschränkte; allein er wird immer in dem Maße unfähiger zu wirken, als er sich des Gebrauchs hitziger Getränke bedient.

b) welche eigenthümliche Gestalt bekommt die Krankheit, wenn sie aus jener Neigung entspringt?

Die leidenschaftlichen Trinker sind nicht von einerlei Art, und ich glaube, man müsse sie theilen: α) Trinker aus Brutalität; β) Trinker aus Liebe zu einer dichterischen Gemüthsstimmung; γ) Trinker wegen moralischen oder physischen Leiden; δ) Trinker aus Liebe für den geselligen Umgang mit Menschen. — Unter diese Classen kann man, so scheint es mir, alle Arten der leidenschaftlichen Trinklust bringen. Nur bedenke man, daß hier unter einem leidenschaftlichen Trinker ein solcher Freund hitziger Getränke verstanden wird, der den Gebrauch derselben bis an die Grenzen des klaren Bewußtseins zu treiben gewohnt ist, und der das Interesse, welches er daran findet, nicht besiegen kann.

α)

Der Trinker aus Brutalität*) ist mit dem Säufer synonimisch. Er hat bei der Befriedigung seiner Leidenschaft kein Interesse, welches gewisser Maßen mit Menschenwürde zusammenhinge und ihn eben deßhalb vor gänzlicher Verachtung schützte; er trinkt nur, seinen Gaum zu kitzeln oder aus langer Weile unmäßig. Ich verstehe unter ihm nicht etwa bloß Säufer aus niedern Ständen, sondern zugleich auch alle Personen aus den höhern, die sich bloß aus Leckerei und viehischer Gaumlust in hitzigen Getränken berauschen. Menschen dieser Art werden selten hypochondrisch; denn da sie beständig, und ohne dabei Ideenreihen und Gefühle lebhaft zu verfolgen, im Genusse begrif-

*) Man befriedigt einen Trieb des Bedürfnisses oder der Lust brutal, wenn man es auf eine viehische Weise thut; Brutalität ist Gleichstellung seiner selbst mit den vernunftlosen Thieren in der Befriedigung seiner Triebe, freie Assimilation des Menschen gegen das Vieh in seinen Bedürfnissen und seiner Lust.

sen sind, so kann sich die Stimmung zur Hypochondrie schwerlich festsetzen. Eher werden sie Opfer der Schlafsucht, oder einer dumpfen gedankenlosen Melancholie, oder verlieren wohl gar im Wahnsinne die geringe Dosis Verstand, die ihnen übrig war. —

β)

Trinker aus Liebe zu einer dichterischen Gemüthsstimmung sind solche, die eine Wollust darin finden, unter Bildern der Phantasie zu schwärmen, und die sich daher dem hitzigen Getränke hingeben, um die Lebhaftigkeit und das Feuer ihres Geistes so oft und so lange als möglich zu unterhalten. Die Trinklust der Dichter und Künstler gehört unter diese Rubrik. Man hat es von jeher als einen charakteristischen Zug der Dichter angegeben, den Wein zu lieben. Der Grund dieser Leidenschaft liegt keinesweges in einer herrschenden thierischen Sinnlichkeit, sondern darin, daß der Wein, wenn ich so sagen darf, ein wahrhaft dichterisches Getränk ist, weil seine Wir-

kungen in die Begeisterung und das Phantasiespiel des Dichters eingreifen, weil die Exaltation seines schaffenden und bildenden Geistes durch ihn unterhalten wird *).

Nichts kann einen Menschen von Feuer, Phantasie und Dichtungskraft mächtiger fesseln, als jener schwärmerische Zustand der Seele, wo sie ohne ausdrücklichen Zweck sich mit freiem Fluge unter Bildern und Gefühlen verliert, die sie an sich interessiren und bei denen sie ihre Kraft im höchsten Grade fühlt, ohne sich doch anzustrengen. Je öfter sie die Süßigkeit dieses Zustandes empfunden hat, um so leidenschaftlicher strebt sie nach seiner Wiederhohlung, und um so höhere Grade desselben möchte sie erreichen. Dieß Streben kennt keine Grenzen; und man kann sagen, daß es unendlich sei. Um so gefährlicher

*) Daher auch das Rührende in den Trinkliedern, die als bloße Werke der Sinnlichkeit sehr verächtlich sein würden, die aber als Ausdrücke des Dichtergeistes, der ein Gut des Lebens auf würdige Art zu genießen weiß, ihren Rang neben den schönsten Producten andrer Dichtungsarten behaupten.

ist es aber auch. Nicht genug, daß die öftere Wiederhohlung davon an sich die Nerven schwächt, so ergreift auch derjenige, dem diese Leidenschaft eigen ist, jedes Mittel, welches einen solchen Zustand bewirken kann, ohne Hinsicht auf die damit verknüpften Gefahren.

Man kann sich nun leicht denken, wie der Gebrauch des Weines zu diesem Zwecke zur Hypochondrie führt. 1) je mehr dadurch die an sich schon so gefährliche Fertigkeit zu schwärmerischem Phantasiespiele erhöhet wird, um so größere Schwächung muß durch seine Wirkungen erfolgen. Die stärkende Kraft des Weines verliert sich, wenn er zur Exaltation der Seelenkräfte anhaltend gebraucht wird, theils, weil er dann mit Unmäßigkeit angewendet wird, theils, weil jede gewaltsame Anstrengung des Geistes außerordentlich schwächt. — 2) der Trinker dieser Classe muß im Gebrauche des Weines immer fortschreiten, und kommt endlich auf einen Punkt, wo der Geist jenes Getränks die Abstumpfung seiner Kräfte gar nicht mehr überwindet und das größte Uebermaß des Gebrauches die

gesuchte Wirkung nicht mehr hervorbringt. — 3) je mehr dieser Trinker die Unfähigkeit fühlt, seinen Lieblingszustand selbst durch künstliche Mittel zu erregen, um so mehr sinkt sein Muth und um so größer wird seine Traurigkeit; er ermangelt sich selbst, er verzweifelt an sich selbst. — 4) auf der einen Seite nun gequält durch die körperlichen Gefühle, welche Folgen seiner Schwäche und Entnervung sind, auf der andern trostlos gemacht durch die Ohnmacht seines an die feurigste Thätigkeit gewohnten Geistes, muß er ein Opfer der Hypochondrie werden, und die Gegenstände, an denen sich sonst die Kraft seines Geistes so glücklich übte, werden nun Quellen der Qual für ihn. — Die Hypochondrie solcher Menschen endet oft mit Verrückung des Verstandes, wie es eine Menge Beispiele von Dichtern und Künstlern beweist *). Ich finde den

*) Ich habe weder des Pierius Valerianus B. de litteratorum infelicitate, noch des Spizelii B. infelix et felix litterator, noch des Saavedra gelehrte Republik gelesen; ich sollte

Grund dieses traurigen Schicksals vorzüglich darin, daß sie in ihrer Geistesohnmacht ihre letzten Kräfte verzweifelnd aufbieten wollen, und sich dadurch Verletzungen des Gehirns zuziehen. —

γ)

Der Trinker wegen moralischen oder physischen Leiden sucht durch den Gebrauch des hitzigen Getränks sein Schicksal, ja sein ganzes Daseln zu vergessen; er sucht sich dadurch, wenn ich auch nicht sagen darf, bei Lebenszeiten continuirlich zu ermorden, doch gewiß sich nach seinen Verhältnissen und Gemüthsstimmungen in ein andres Wesen zu verwandeln. Da indessen dieser Zweck nur bei wenigen Arten physischer Leiden erreicht wird, so kommen hier vorzüglich die moralischen in Betrachtung, als: gekränkte Ehrsucht, unglückliche Liebe, Gewissensbisse, Menschenhaß u.a. Trinker aus solchen Ursachen erreichen ihren Zweck allerdings, aber

aber meinen, daß sich in ihnen viele hieher gehörige Beispiele fänden.

nur für den Zeitraum des Genusses; und es ist leicht einzusehen, warum sie gewöhnlich dem Schicksale der Hypochondrie preis gegeben sind. Wenn sie nicht ununterbrochen trinken, wie man von jenem Lord sagt, daß er fünf Jahre hindurch ohne Zwischenraum betrunken gewesen, so versinken sie in den Intervallen von Nüchternheit in eine um so tiefere Melancholie, je glücklicher sie sich in der erträumten Seligkeit ihres Rausches gefühlt hatten. Grundsätze nur, *Berichtigung* der Vorstellungen von Gütern und Uebeln und feste Herrschaft über sich selbst können Leiden der Seele heben. Der Rausch ist im Gegentheile das sicherste Mittel, um sie zu erhöhen und tiefer zu fühlen. — Allein auch bei dieser Classe von Trinkern ist es der Fall, daß bei dem häufigen und immer steigenden Gebrauche der Wein endlich die vorige Wirkung zur Beruhigung gar nicht mehr thut, und jene Unglücklichen ihrer Verzweiflung ganz überläßt. Ihr Schicksal nimmt nun denselben Gang, den ich bei der vorigen Classe der Trinker bemerkte; und sie sind um so unglückseligere Opfer der Hypochondrie, da

ihre Leiden an sich die bittersten sind, welche Menschen treffen können. Ich würde folgende Rangordnung vorschlagen, um die höchsten Grade der Leiden solcher Hypochondristen zu verzeichnen:

Hypochondristen, welche es sind, weil Gewissensbisse sie zu Trunkenbolden machten;

Hypochondristen durch Ausschweifung im Trunk wegen unglücklicher Liebe*);

Hypochondristen, welche durch gekränkte Ehrsucht herabsanken;

Hypochondristen, die es sind, weil sie sich dem Trunk ergaben, um Mißhandlungen der Menschen zu vergessen und die Leiden des Menschenhasses zu besänftigen.

*) Hieher gehören auch die hypochondrischen Ehemänner, welche erkrankten, weil sie den Qualen der Eifersucht durch Trunk entgegenarbeiten wollten.

Diejenigen sind wohl unter allen die unglücklichsten, die diese sämmtlichen Leiden in sich vereinigen; sie führt die Hypochondrie gewöhnlich zum Selbstmorde.

d)

Auch Trinker aus Liebe für den geselligen Umgang mit Menschen können in Hypochondrie verfallen, obwohl es von ihnen am seltensten geschieht, weil die Freuden des Lebens, welche sie in ihrem Zirkel genießen, eine mächtige Schutzwehr gegen jenes Uebel sind. Nur durch die äußerste Unmäßigkeit und damit verknüpfte Sorglosigkeit in Hinsicht der Zustände ihres Körpers ziehen sich manche solche Trinker dasselbe zu. Schwächung und Abstumpfung, veranlaßt durch den Trunk selbst, und die dadurch bewirkte, übermäßige Lebhaftigkeit und Lustigkeit in der Unterhaltung mit Freunden und Bekannten sind die allgemeinsten Ursachen davon. Der Gemüthszustand solcher Hypochondristen ist traurig genug; fanden sie ihr größtes Glück im geselligen Umgange, so haben

sie nun alles verloren, da sie desselben nicht mehr fähig sind. Nichts kann ihnen ihren Verlust ersetzen, wenn selbst der Wein sie nicht mehr zu denen Empfindungen begeistert, die vormahls ihre höchste Wollust ausmachten.

Die Hypochondrie der Trinker hat den allgemeinen Charakter einer ganz besondern Erschlaffung und Schwäche ohne jenes lebhafte Ideenspiel, welches in Hypochondristen aus andern Gründen Statt findet. Allein sie hat, wie ich bereits erinnert habe, ihre eigenthümliche Gestalt, je nachdem die Trinklust aus dieser oder jener Quelle entsprang. Die Verschiedenheit beruht vorzüglich:

a) auf den Erinnerungen an vormahlige Genüsse, die nun verschwunden, vormahlige Hoffnungen und Entwürfe, die nun vereitelt, an vormahlige Herzensunschuld, die nun für immer zerstört ist. — Der dichterische Trinker, der nun Hypochondrist ist, kann sich den Genuß des Dichtens nicht mehr geben; ihn quälen Erinnerungen an jene schwärmerische Stunden, wo der Wein die Begeisterung seiner Seele weckte und hob und unterhielt. — Der unglückliche Lie-

bende spiegelt sich die Bilder des Glücks, der gescheiterte Ehrgeitzige die Scenen der Ehre zurück, mit denen ihnen ihre Phantasie vorher geschmeichelt hatten. Das Andenken an die Tröstungen, welche Bachus gewährte, erhöht noch die Bitterkeit aller jener Erinnerungen.

b) auf der Eigenthümlichkeit der dunkeln Vorstellungen, die sich in großen Massen an die herrschenden, deutlichen und klaren anschließen. Ganz andre bestürmen den vormahligen dichterischen Trinker, ganz andre den vormahligen Trinker aus unglücklicher Liebe.

c) auf der Eigenthümlichkeit der Ansichten, die jeder Art solcher Hypochondristen eigen sind.

d) auf der Verschiedenheit der Mittel, wodurch jeder sich zu beruhigen denkt, und der größern oder geringern Entschlossenheit, sich durch gewaltsame Auswege zu helfen.

Ich gehe zu der Wollust über, deren Uebermaß, besonders wenn sie unnatürlich ist, aus leicht zu begreifenden Gründen Hypo-

chondrie nach sich zieht. Sie schwächt Lebens-kraft und Geist, beschränkt die Selbstmacht des Menschen im höchsten Grade, befriedigt ihn um so weniger, je ungestüm feuriger er nach ihren Genüssen strebt; sie läßt allezeit Unzufriedenheit zurück, und keiner ist ihr Freund, der nicht zugleich ihr Verächter oder doch ein Mißvergnügter wäre. Kein Wunder, daß der Uebergang von ihr zur Hypochondrie eine so gewöhnliche Erscheinung ist. Er erfolgt vorzüglich dann, wenn die Wollust bei reitzbaren und schwachen Personen herrschende und immer wirksame Leidenschaft ist, und vor allem, wenn dieser unnatürliche Zustand vor den Jahren der gereiften Mannheit eintritt.

Die Gefahren der natürlichen Wollust sind indessen von dieser Seite nicht so groß, als die der unnatürlichen. Gewiß büßen die meisten Gelehrten unsrer Zeit, welche an Hypochondrie leiden, für die Jugendsünden ihrer einsamen Ausschweifung.

Das Uebermaß der natürlichen Wollust in Gemeinschaft mit Personen des andern Ge-

schlechts schwächt Lebenskraft und Geist; allein die Selbstschändung thut dasselbe, wenn sie auch nur mäßig, jedoch fortdauernd und ausschließend ausgeübt wird. Die Ursache davon liegt etwas tiefer, als es die meisten Aerzte und Psychologen denken. Bei der natürlichen Wollust werden der Körper und die unmittelbare sinnliche Empfindung spielend und ungezwungen beschäftigt. Jeder Theil hat seinen Gegenstand vor sich, und übernimmt von ihm die Eindrücke, welche dem Geschlechtsgenusse eigen sind: dieß geschieht ohne Anstrengung; die Natur führt ihr Werk ohne absichtliches Zuthun der Genießenden aus. Bei der wollüstigen Selbstschändung hingegen werden die Nerven und auch die Phantasie gewaltsam angestrengt. Schon, daß Nerven und Phantasie zugleich in die höchste Thätigkeit versetzt werden, muß Schwäche verursachen, möge nun die Phantasie eine besondre Art der Wirksamkeit des Körpers oder ein Vermögen einer vom Körper ganz verschiedenen Seele sein. Ist die Phantasie eine Wirkungsart des Körpers, so muß es den Körper im ho-

hen Grade entkräften, zugleich auf gedoppelte Weise zu wirken; ist sie Vermögen einer vom Körper verschiedenen Seele, so muß das ganze Wesen ungemein angegriffen werden, wenn zugleich gewisse Kräfte des einen, und gewisse Kräfte des andern angestrengt werden. Nun geschieht es vollends absichtlich und gewaltsam: die Natur bewirkt nicht wie beim natürlichen Geschlechtsgenusse in leichterm Spiele das höchste Vergnügen; nein, der Wille erzwingt es *), ohne Rücksicht auf eine Forderung der Natur. Nothwendig muß ein solcher Zustand die Kraft des Wesens außerordentlich abspannen. Ein Genuß des Selbstschänders muß entkräftender sein, als drei Genüsse zweier vereinigter Personen beider Ge-

*) Alle erkünstelte Bedürfnisse und Reitze der Triebe sind verderblich, so auch ihre Befriedigung, wenn sie vollends ganz gegen die Natur geschieht. Der Selbstschänder kommt mir vor wie ein Mensch, der, ohne daß ihn hungere, seinen Arm anfrißt; und dieß kann ihm unmöglich wohl bekommen.

schlechter *). (Aufrichtige Selbstschänder sollen dieß auch wirklich gestehen.) Allein es muß noch mehr bemerkt werden. Der Selbstschänder schreitet in seinem Laster immer weiter fort, begünstigt von der Leichtigkeit der Ausübung und der sichernden Stille der Einsamkeit; er übt also die Ausschweifung, die an sich schon entkräftend ist, mit der größten Unmäßigkeit aus. Folge davon ist: 1) daß seine Verstandeskräfte geschwächt werden, daß die *Phantasie*, deren Spiele er sich hingeben muß, um einen erträumten Gegenstand seiner Wollust zu haben, in ihm herrschende Seelenkraft wird, daß Massen dunkler Vorstellungen und Gefühle sich seiner bemächtigen; 2) daß er im höchsten Grade Egoist wird, die Menschheit, die er durch seine Unnatur beleidigt, in Geheim fürchtet und in jedem Andern nur seinen Feind zu sehen geneigt wird; 3) daß seine Laster in Lebensüberdruß oder doch wenigstens in Mißmuth über die Art seines Daseins übergeht, daß er, da ihn seine

*) Dieß läßt sich aus dem eben Gesagten a priori einsehn.

Ausschweifungen nicht mehr befriedigen, für nichts mehr Interesse nimmt. — Faßt man dieß alles zusammen, so sieht man, daß es beinahe nicht anders möglich ist, als daß er ein Opfer der Hypochondrie werde: und zwar wird seine Hypochondrie größten Theils misanthropisch, oder auf sein Amt, seinen Stand, seine Kenntnisse gerichtet sein; sie wird keine Zwischenräume von Kraftgefühl und ungestümen Aufregungen des Unwillens haben, sondern durchaus den Charakter der Erschlaffung und eines kränkelnden, schleichenden Unmuths führen.

Zuweilen ist indessen die Hypochondrie der Selbstschänder moralisch, und dreht sich um Gefühle der Reue über die begangenen Ausschweifungen und die dadurch entstandenen Folgen. Dieß ist besonders der Fall, wenn solche Lasterhafte glücklich geheirathet haben, aber wegen ihrer Ohnmacht und Körperschwäche unfähig sind Kinder zu erzeugen, oder doch nur schwache und kranke Geburten hervorbringen. Unstreitig ist dieß eine der unglücklichsten Arten der Hypochondrie, vielleicht unter allen diejenige, welche am wenigsten ge-

heben werden kann, und am gewöhnlichsten zum Untergange und Selbstmorde führt; sie ist um so zerstörender, da sie ihre Gefühle ganz zurückziehen und verhüllen muß. Hypochondristen andrer Art dürfen sich ihren Mitmenschen eröffnen, und finden in dieser Eröffnung Trost und Linderung. Jenen verbietet Scham und geheime Selbstverachtung alle Mittheilung ihres Zustandes und seiner Ursachen; und ihre an sich schon bittern Leiden müssen dadurch um so fürchterlicher werden, daß sie im Innern wüthen, ohne je ausbrechen zu können.

Daß unglückliche Liebe beinahe jederzeit zur Hypochondrie führen müsse, folgt aus ihrer Natur. Denkt man sich in einer Seele vereinigt das feurigste und unauslöschlichste Streben nach einem Gegenstande — und die *Gewißheit* ihn nie zu besitzen; denkt man sich, daß dieser Widerspruch den mächtigsten aller Triebe betrifft: so hat man die volle Idee eines Zustandes, in welchem sich der befindet, welcher entschieden unglücklich liebt. Es ist kein Zweifel, daß durch seine trostlose und durch keine lin-

dernden Zwischenräume unterbrochene Gemüths-bewegung sein ganzes Nervensystem angegriffen und allmählig geschwächt werden, daß seine Seele alle Stärke, die sie vormahls hatte, verlieren, unablässig auf die traurigsten Bilder eines vorgespiegelten Glücks und einer nie zu befriedigenden Leidenschaft gerichtet sein, so erkranken und sich selbst in Gram und Schwermuth aufzehren muß. Man wende nicht die vielen Beispiele von Menschen ein, welche die Wirkungen einer unglücklichen Liebe sehr bald verschmerzen können; sie haben nicht wirklich geliebt, nur gebuhlt und gefreit, welches bekanntlich sehr verschiedene Dinge sind.

Der Charakter der Eifersucht ist zu allgemein bekannt und zu wenig zu verfehlen, als daß es eines Erweises bedürfte, wie der Uebergang von ihm zur Hypochondrie möglich sei. Der wahrhaft Eifersüchtige, der es nicht etwa aus Egoism, Ehrgeitz und Stolz zu sein scheint, sondern es wirklich aus Liebe und Werthschätzung der andern Person ist, gehört unter die Rubrik der unglücklich Liebenden: so denkt er sich; und wie

man sich in Sachen dieser Art denkt, so fühlt man sich, so ist man. Was ich von dem Gemüthszustande des unglücklich Liebenden gesagt habe, gilt auch von dem Eifersüchtigen.

Ehrsucht ist hier gar nicht synonimisch mit Ehrliebe: diese ist der Trieb, seinem wahren Werthe nichts zu vergeben; jene bezieht sich auf äußre Geltung und Einfluß. Sie muß einen äußerst hohen Grad *in einer* Seele erregt haben, wenn die Person durch sie in Hypochondrie versinken soll. Diese Krankheit ist dann nur eine Verirrung der Urtheilskraft, eine Folge falscher Schätzung des Werths der Menschen und der äußern Dinge. Ich nehme auf sie im Folgenden keine besondre Rücksicht. Im nächsten Bande werde ich von überspannter fantastischer Gewissenhaftigkeit als Ursache der Hypochondrie handeln.

Die Fortsetzung folgt.

Der
Tempel des Todes
nach
Gryphius
bearbeitet.

Vorerinnerung.

Der Tempel des Todes ist eine Denkschrift, welche der für unsre Literatur verdienstvolle Gryphius zur Todesfeier einer edlen Frau verfaßte, und wobei ihm, wie er selbst zu verstehen giebt, das Gedicht des Cerisiers: le temple de la mort zum Vorbilde diente. Da es in meinem Plane liegt, Gemählde des menschlichen Schicksals und der menschlichen Leiden zu sammeln, habe ich jenes Stück aufgenommen und nach dem Geschmacke unsrer Zeit frei umgearbeitet. Keinen Leser wird hoffentlich dieses Stück ohne Interesse lassen, da es wirklich mit Geist und Gefühl für Humanität verfaßt ist.

Der Tempel des Todes.

Der Christmonath begann; meine Blicke verbreiteten sich über die Ströme von Blut und Thränen, die den Erdball decken; ich übersah die gestürzten Königsthronen, die Länder, die Feuer und Schwert verwüstet hatten, sah an der Stelle von Städten und Pallästen Steinhaufen, zerblätterte Siegskränze, zerrissene Fahnen, in Asche verwandelte Archive, ich dachte die plötzlichen Tode so vieler Könige: da überfiel mich ein banges Grausen; ich sank in einen tiefen, langen Schlaf, und der Schlaf zauberte mich in das Gebiet der Träume. —

Mir war, als wär' ich hinter Canada in den wüsten Gefilden der barbarischen Hurakaen, von allen Seiten von Schnee und Eis umringt. Der Platz, wo ich stand, war voll halb gebratener Todtengebeine und zerfleisch-

ter Gerippe; die Unmenschen mochten, dachte ich, sie als Denkmahl einer Thyesteischen Mahlzeit von sich geworfen haben. Hinter mir wüthete ein Geheul von Wölfen und Hunden, vor mir ein schauderhafter Jubel der Wilden, als ob sie eben im Schmause eines frisch geschlachteten Menschen begriffen wären. Ich suchte angstvoll Bahn aus der fürchterlichen Einöde; allein Schnee belastete die Wege, und ein menschlicher Fußtritt war nicht zu hören. —

Als meine Augen sich verzweifelnd und trostlos hiehin und dorthin kehrten, oder voll Untergangs und tiefer Betäubung am Boden starrten, stand plötzlich Cerisiers *) vor mir; unsre Seelen waren vertraut durch seine Werke, und der Traumgott ließ mich ihn durch eine wundervolle Eingebung augenblicklich erkennen. —

C. „Woher du“ frug er, indem er mich umarmte „da kein Sterblicher diese Wüste betreten darf, dem das Leben nicht Last, und der Tod nicht Wollust ist?“

*) Ein berühmter Französischer Dichter, dessen Werk: le temple de la mort bekannt genug ist.

Wie ich hieher gekommen bin, versetzte ich, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich schaudre und um alles in der Welt in einem andern Lande sein möchte.

C. „Wenn ich dir aber sage, daß hier in der Nähe der Tempel des Todes ist, würdest du nicht neugierig genug sein, ihn sehen zu wollen?“

Meine Glieder erzitterten, meine Haare starrten empor. — Wie? sagte ich *mit halbgebrochener* Stimme, hier der Tempel des Todes? — O so ists um mich geschehn! welcher Lebende kann hier athmen?

C. „Schöpfe Muth! ein seltsames Schicksal führt dich hieher; was du siehst, diene dir zur Lehre und Warnung. — Folge mir! niemand kann dir bessere Aufklärung geben als ich: lebend noch blickt ich schon in diesen Tempel, obwohl meine Blicke damahls nur unvollkommen waren; jetzt vermag ich den Sterblichen, die etwa hieher kommen, über das Licht zu geben, was damahls für mich in Dämmerung lag.“

Er führte mich fort; und wir kamen endlich in einen kreisförmigen Hof, den eine tiefe Nacht von schattigen Bäumen umschloß. Hier wankte kein freundliches Grashalm; giftige Pflanzen breiteten ihre Blätter, und unter ihnen spielten alle mordende Schlangen jedes Erdtheils in furchtbarer Harmonie. In der Mitte stand auf öder Sandebne ein Brunnen, auf ihm in der Form eines Grenzbilds eine Todtengestalt, aus ihren Augen, Ohren und Munde strömten Thränen, Angstschweiß und Blut. Auf dem Grundsteine der Figur standen die Worte: ich weiche keinem. —

Nebel und dumpfer Duft umgaben mich; der Frost machte mich schaudern, den nahen Tempel konnt' ich noch nicht sehen. —

C. „Wasche und reinige dich aus diesem Brunnen; denn der Lebende darf nicht in das Heiligthum des Todes dringen, wenn er nicht im Voraus seine Hände in diese Fluth von Thränen, Angstschweiß und Blut tauchte.

Ich that es, und über drei Leichensteine gingen wir in den innersten Vorhof; ich sah

vor mir ein prachtvolles Gebäude von schwarzem Marmor. Auf dem Giebel saß in der Mitte ein Gerippe, welches in der einen Hand einen Todtenkopf, in der andern ein Schwert und ein mit scharfen Stacheln versehene Geisel hielt, Pest, Krieg und Hunger, die drei verwüstenden Plagen der Völker, für den Tod Vasallen von ungeheuern Tributen. Auf beiden Ecken schwebten, gehalten von unsichtbaren Händen, umgekehrte Leuchter mit verlöschten Lichtern; im Felde des Giebels eine gräßliche Zusammenwindung von Pfählen, Rädern, Messern, Zangen, Beilen, Strängen und andern Werkzeugen der Henker; im leeren Viereck zwischen den Treppen die einfachen Instrumente des Todtengräbers, die Hacken und Schaufeln, die das Grab des armen Menschen graben und mit Erde verschütten, Thränenkrüge und Begräbnißlampen. Rings um den Tempel standen vier und zwanzig schwarze marmorne Säulen, mit Basen und Capitalen von Alabaster; ein seltsames Gemisch aus allen Ordnungen der Architektur ohne Regel und Einheit. — Ich

fragte Cerisiers um die Ursache, warum der Baumeister sich nicht streng an die Grundsätze der Kunst gehalten habe; — „thut es denn der Tod?“ antwortete er „so sage mir seine Ordnung! Aber dieser mächtige Selbstherrscher in der Sphäre der Vernichtung stürzt nach seiner Laune Greise und Knaben in eine Gruft, nimmt dem Könige seinen Purpur und den Bettler seinen Kittel.

Am Eingange des Tempels sah ich die Bilder der Parcen, die eine über demselben, die übrigen zur Seiten, alle beschäftigt mit Rocken und Spindel und dem zarten leicht verwehenden Faden des Lebens. —

Wir traten ein; mit Entsetzen sah ich in den Pilaren, die das Gebäude des Tempels hielten, empörende Gestalten, die Bilder aller Krankheiten, durch welche der Tod gegen unser Geschlecht wüthet. Die seltsamen Stellungen und Attribute der Figuren fesselten meine Blicke, und voll Schauder hingen meine Augen an den furchtbaren Geißeln der Menschheit. —

Wer ist jene Gestalt, frug ich Cerisiers, einen blutbespritzten Dolch in der Brust, in der Hand einen Strang, unter ihren Füßen zertretene Gläser mit Stahltinctur *)?

C. „Kennst du die Hypochondrie nicht, diese Bundesgenossin der Verzweiflung? O, keine Stahltinctur hielt den gezuckten Stahl vom Busen ihrer unglücklichen Opfer oder den Strang von ihrem Halse zurück.“

Ich wandte meine Augen und sah gegenüber eine Figur; der Friede der Gräber ruhte auf ihrem Antlitze, als stände sie an der Grenze von Sein und Nichtsein, in der Hand trug sie Mohnhäupter, vor ihren Füßen lagen Ventosen, die sie mit Verachtung von sich gestoßen haben mochte.

C. „Siehe da die Schlafsucht“ sagte Cerisiers. „Ha! diese Ventosen wecken nicht aus dem eisernen Schlummer, führen den Morgen der Auferstehung nicht herbei.“ —

*) Diejenigen Arzneimittel, welche Gryphius angiebt, waren zu seiner Zeit in herrschendem Gebrauche gegen die angeführten Krankheiten.

Drauf folgte ein Weib, oberhalb ausgedorrt, am Unterleibe geschwollen, brennenden Durst in ihren Mienen, gierig den vollen Becher zum Munde reißend, zu ihren Füßen die Werkzeuge der Abzapfung, Thuvenots Nadeln und Röhren.

C. „Die Wassersucht: keine Abzapfung stillt ihren Durst; aber ein Paar Schaufeln Erde können sie sättigen.“ —

Gegenüber stand ein Weib, in der Hand ein zweischneidiges scharfes Messer, zu ihren Füßen zerronnenes Bocksblut.

C. „Das Seitenstechen; nicht Bocksblut, Menschenblut macht ihm ein Ende. —

Tausend Schauder fuhren durch meine Gebeine, als ich nun auf eine Gestalt traf mit verdrehten Augen, der Schaum der Wuth vor dem Munde, Arme, Schenkel, alle Gliedmaßen in schrecklichen Convulsionen, die Zähne ras'ten gegen die heraushangende von vielen Bissen schon blutende Zunge, der Daum war in der linken Hand fest geschlossen, in der rechten Hand

hielt sie einen Sperling, zu ihren Füßen lagen Elendsklauen.

C. „Sieh da, hier treffen sich der große Mensch und der kleine Sperling; es ist die Epilepsie. Sie spottet euern Elendsklauen und vernichtet den Menschen, wie den Sperling.“ —

Gegenüber hielt eine Figur einen Püschel unreifer Früchte in der Hand, vor ihr auf dem Boden lag ein Glas mit sympathetischem Pulver.

C. „Eine nahe Verwandtin des Todes, die Ruhe. Ihre Sympathie mit dem Tode besiegt kein sympathetisches Pulver.“ —

Aber was ist jenes Gerippe, welches im Grabe wieder erwacht zu sein scheint, und jene wuthvolle Gestalt, welche schuldlose Kinder gegen die Felsen schleudert?

C. „Jenes die Schwindsucht, diese die Blattern. Jenes schont auch den Jüngling nicht und verzehrt seine glühende Lebenskraft; diese wüthet gegen die zarten hoffnungsvollen Sprossen der Menschheit und würgt sie zu tausenden.“ —

Je mehr wir uns dem Altare des Todes nähetten, um so schrecklicher wurden die Bilder: dort der Stein, in der Hand einen Harnzieher, unter seinen Füßen eine Menge zertretener Spanischer Fliegen; dort die Gicht an ihrer Krücke, vor ihr auf der Erde angezündete Japanische Moxa.

C. „Ha, Spanien heilt mit seinen Fliegen den Stein nicht, und Japan besänftigt mit Moxa nicht die nagenden Schmerzen der Gicht.“ —

Dicht am Altar standen des Todes Lieblinge: das Fieber, in der Hand eine lodernde Flamme, zu den Füßen die Rinde von Peru, und mit Donnerstrahle in der Hand der Schlag. —

Genug, genug, sprach ich, und richtete meine Augen auf die Kuppel. Gott, welche Scenen erblickte ich in den dreizehn Feldern derselben! Welche schauderhafte Gruppen von Todesarten! Jenen rührt der Donner; jenen sprengt eine Mine empor; jenen zerschmettert eine ungeheure Carcasse; jenen erschlägt ein Gebäude; jenen

zerfleischt ein Tieger; jenen mordet das süßeste Gefühl des Lebens, die Freude; jener ertrinkt auf einer Spazirfarth; jenen verschmaußen die Menschenfresser; jenen vernichtet die glühende Lava Vesuvs; jenen verzehrt in der Hochzeitnacht an der Seite seiner Neuvermählten das Feuer. — Das Herz brach mir über allen Jammer der Menschheit, und wir nahten dem Altar. Hier stand auf einem eisernen Sarge, der auf einem Knochenhaufen ruhte, das Bild des Todes. Sein greises Haupt war mit einem Cypressenkranze bedeckt, in der rechten Hand hielt er eine Sense, in der linken eine Sanduhr; zu seinen Füßen lagen Kronen, Cardinalshüte, Fürstenmützen, Bauernfilze, Lorberkränze, Fahnen und Degen in seltsamer Mischung. Schauder überfiel mich, da ich sein Antlitz sahe; denn es war mir als blinkten aus ihm Gift und Pest hervor. Keine Minute verging ohne Opfer. Priester und Priesterinnen, theils schwarz, theils roth gekleidet, waren unermüdet geschäftig zu schlachten. Mich befremdeten die Priesterinnen;

Dienen auch Weiber dem Tode? frug ich. —

C. „Männer und Weiber“ versetzte Cerisiers „jene sind Pfuscher und Quaksalber, die die Rolle der Aerzte spielen; diese sind Segensprecherinnen, ungeschickte Wehmütter, kluge Frauen. Die schwarz gekleideten befördern die Patienten von dem Siechbette in diesen Tempel, die roth gekleideten thun es mit gewaltsamer Hand.“

Nur wenige sah ich, die mit Muth und Freude zu dem blutigen Altar eilten und die Priester und Priesterinnen um so sanfter vollenden ließen, da sie ihrer Hinrichtung unerschrocken entgegen sahen.

C. „Dieß sind die“ sagte Cerisiers „welche die Bitterkeit des Todes nicht schmecken, die der Eitelkeiten der Welt müde, diesen Tempel freudig betreten und als Eingang in ein besseres Leben ansehen. Der Tod hat nicht gern mit ihnen zu schaffen; ihr Anblick entsetzt ihn.“

Aber, wo gehören diese hin, welche mit Gift, Dolch und Pulver gegen ihr eignes Dasein wüthen und ihre Tage abkürzen?

„Diese duldet der Tod in seinem Tempel nicht als Aufrührer gegen die Ordnung der weisen Gottheit. Mit Koth besudelt werden ihre Körper durch Opferknechte in die unfläthigsten Schachte geworfen.“

Jetzt erhob sich eine Trauermusik, beflorte Personen umhingen die Wände des Tempels mit Schildern des Adels *), und ich erkannte mit Schaudern die Symbole der Geschlechter. Ein langer Zug nahte; voran traten zwei Klageweiber mit verwirrten Haaren, zerrissenen Kleidern und zerfleischten Wangen und Brüsten, die ihre Jammertöne in die dumpfen Melodien mischten. Drauf folgten die Grazien, nicht lächelnd, aber unter Thränen im unaussprechlichen Liebreitz, Statt der Rosen bekränzt mit traurigen Cypressen. Zwei Klageweiber folgten, und dann

*) Die Schrift ist eine Denkschrift auf den Tod Catharinens von Rehdiger.

die keusche Liebe in Fesseln geschmiedet von einem Todtengerippe. Sie hielt in der einen Hand einen zerstickten Myrtenkranz, in der andern eine umgekehrte, erlöschte, noch rauchende Fackel. Zwei Klageweiber begleiteten sie; und nun erschien die eheliche Eintracht, gefesselt an der Seite eines Gerippes. Zergliedert war die goldene Kette, durch die sie sonst die Gemüther vereinigt, und das zerrissene Herz badete im Blute. Eine ungeheure Menge von Priestern und Priesterinnen umringten das neue Opfer des Todes; und siehe, es war Elisa. Sie war in einen durchsichtigen schwarzen Flor gekleidet, und trug auf dem Haupte einen Kranz, in dem Myrten und Cypressen umschlungen waren; ein erblaßtes Kind, lieblich noch im Tode, ruhte in ihren Armen. Auch ihren Liebreitz hatte der Tod nicht besiegt; und ihre Schönheit goß einen seligen Schimmer über die fürchterlichen Gestalten des Todes. Der trostlose Gatte und Vater und Mutter und noch viele traute Verwandte folgten. Der Zug ging zum Altare. Die Trauermusik begann stärker und stärker zu

tönen: und als Elisa den vernichtenden Streich dulden sollte, schwebten Engel vom Himmel herab, und bezaubernde Melodien rollten durch die Lüfte; Priester und Priesterinnen sanken nieder; die Ewigkeit erschien in feierlicher Majestät und trug Elisa empor. Das Bild des Todes stürzte vom Altar, den Tempel erschütterte ein Erdbeben und die bethränten Gesichter waren voll Wonne.

Apologie der Todesstrafen in Briefen.

Erster Brief.

Nein, mein Freund, nie werden Sie mich bewegen, Augenzeuge einer Hinrichtung zu sein. Ich bin ganz für die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Todesstrafe; allein ich verabscheue das Schauspiel, und die Ueberzeugung meines Kopfes kann in Hinsicht desselben die Gefühle meines Herzens nicht ersticken. Selbst wenn der Verbrecher Vater oder Mutter ermordet hätte, so würde ich ihn dennoch nimmermehr unter der Hand des Henkers sterben sehen können. Ein solcher Anblick würde mir auf einen langen Zeitraum alle Ruhe der Seele rauben.

Allein mit derselben Offenheit, mit der ich Ihnen dieß Geständniß thue, erkläre ich Ihnen auch, daß mich die Vorwürfe, die Sie deßhalb deutlich genug in Ihrem Briefe äußern, schlechterdings nicht treffen, und daß Sie mich ganz

falsch beurtheilen, wenn Sie mir Schwäche und Widerspruch zwischen meinen Grundsätzen und meinen Empfindungen anschuldigen.

Was mögen Sie wohl unter Schwäche verstehen? Glauben Sie, ich könne kein Blut sehen? oder vermuthen Sie, ein leichenblasser, zitternder Bösewicht würde mir auf dem Schaffot wie ein Tugendhafter erscheinen? seine nothgedrungene Bekehrung mich seine Schandthat vergessen machen? Glauben Sie, ich würde die Fassung des Verzweifelnden für Seelengröße halten, und durch die priesterliche Vorbereitung zum Tode seinen Charakter gänzlich umgestimmt glauben?

Nichts weniger als dieß. Ich glaube kaum, daß ich einer Regung von Mitleid gegen den wirklichen Verbrecher fähig sein würde: ich sage, den wirklichen, und verstehe darunter einen solchen, dessen That aus der festen Boßheit eines bleibenden Charakters entsprang; denn eine gesetzwidrige Handlung aus leidenschaftlicher Uebereilung macht einen Menschen noch nicht zum Verbrecher.

Erhübe sich in mir eine Wallung des Mitleids, so würde sie sogleich wieder verschwinden, wenn ich mir die Bilder derjenigen vergegenwärtigte, die unter dem Mordmesser des Delinquenten schon gefallen sind, oder noch hätten fallen können. Das Mitleid gegen das hingerichtete Individuum ist Grausamkeit gegen die bessern Menschen und die ganze Gesellschaft. Wie können doch Personen von mißverstandener Weichherzigkeit weinen, wenn ein Delinquent zur verdienten Strafe gezogen wird, der seinen Freund kaltblütig tödtete, um sich in Besitz seines Geldes zu setzen! ein Nichtswürdiger, welcher einem Wesen, welches er dem Scheine nach liebte, den Tod gab, um sich dadurch sein Leben zu erleichtern, oder wohl gar nur um seine Lüste und seinen Luxus desto üppiger befriedigen zu können!

Nein, ich kenne ein solches Mitleid nicht. Aber mit Entsetzen würde mich bei einer Hinrichtung der Gedanke ergreifen, wie so weit noch die Menschheit zurück ist, daß die grausamsten Verletzungen der Rechte noch möglich sind, daß man Strafen, vor denen unsre ganze Natur

schaudert, anwenden muß, um Wesen, die schon ihr moralisches Gefühl von solchen Unthaten abhalten sollte, durch Schrecken in die Ordnung der Gesetze zu binden. Die meisten Menschen scheinen das Beschämende einer öffentlichen Execution gar nicht zu fühlen; sie denken nur an den Delinquenten, lassen es sich aber nicht in den Sinn kommen, daß ihnen allen eine ähnliche Schandthat zugetraut wird, und daß der Streich, mit welchem der Nachrichter den Kopf des Verbrechers vom Rumpfe trennt, auch auf sie berechnet ist. Der Mörder wird getödtet, nicht damit er nicht wieder morde, denn dieß könnte durch ewiges Gefängniß verhindert werden, er wird es, damit Schauder des Todes die übrigen Menschen durchbeben und der höchste Grad von Furcht sie in den Schranken der Gerechtigkeit halte. Der Nachrichter zeigt das Haupt des Geköpften mit noch zuckenden Mienen dem Volke; und dieser Actus will nichts geringeres sagen, als daß die Bestrafung des Beispiels halber geschieht, und allen andern dasselbige Schicksal wiederfährt, wenn

sie auf gleiche Weise wie der Hingerichtete die Gesetze verletzen.

Wenn ich denn nun im Voraus weiß, daß in mir Gefühle dieser Art bei einer Hinrichtung eine solche Lebhaftigkeit erreichen würden, daß ich kaum meiner selbst mächtig wäre, daß der Gedanke mich niederdrücken würde, daß unsre Gattung nach Jahrtausenden auch nicht einmahl so viel wahre Cultur gewonnen hat, daß wir unter einander von den gröbsten Verbrechen gesichert wären; wenn ich berechnen kann, daß die Stimmung, welche ich von einer solchen Scene zurückbrächte, meiner Moralität ungünstig werden, und daß vielleicht meine Achtung und Liebe für die Menschheit erkalten dürfte: — wollen Sie es Schwäche nennen, wenn ich mich von einem Schauspiele entferne, welches ohnehin, wie ich mir bewußt bin, für die Befestigung meiner Ehrfurcht gegen Menschenrechte und Gesetze nicht nöthig ist? Mit mehrerem Rechte würde ich Ihnen den Vorwurf der Schwäche zurückgeben, da Sie bei einer Hinrichtung Unterhaltung finden, ungeachtet Sie von der Unerlaubtheit und

Zwecklosigkeit der Todesstrafen überzeugt sind. Nur Neugier oder eine mißverstandene Weichherzigkeit kann Sie in die Nähe des Schaffots führen. Sie sollten aber auch nicht Zeuge einer Handlung sein wollen, die Sie für Grausamkeit und Verletzung des heiligsten Menschenrechtes halten. Empört Sie der Gedanke der Todesstrafe, so sollte Sie auch der Anblick der Ausübung empören.

Sie finden einen Widerspruch zwischen meinen Grundsätzen und meinen Empfindungen, wenn ich das Schauspiel einer Hinrichtung fliehe, obschon ich ein strenger Vertheidiger der Todesstrafen bin. Sie glauben also, ich müßte, wenn ich meiner Ueberzeugung getreu bliebe, ein kaltblütiger Zuschauer sein können, vielleicht wohl gar Gefühle von Zufriedenheit dabei empfinden. Welche Folgerung! Wenn der Brand ein Haus ergreift, wodurch die Ansteckung und Zerstörung vielleicht einer ganzen Stadt bewirkt werden kann, und ich dafür entscheide, man müsse das Haus niederreißen um die Stadt zu retten, folgt daraus, daß ich die Niederreißung des Hau

ses kaltblütig ansehen könne? muß die Nothwendigkeit der Maßregel meine Gefühle aufheben? Nein, es stimmt sehr wohl zusammen, wenn ich die Niederreißung anordne, sie selbst aber nicht mit ansehen und Zeuge der Verzweiflung des trostlosen Besitzers sein mag. Auf gleiche Weise kann ich ohne Widerspruch auf die Ablösung eines Gliedes eines Kranken dringen, und dennoch das Empörende der Scene selbst vermeiden.

Gewiß würden Sie mir Vorwürfe dieser Art nicht machen, wenn Sie meine Grundsätze über die Todesstrafen gehörig übersähen. Um diesen Mißverständnissen nicht ferner ausgesetzt zu sein, erlauben Sie mir in künftigen Briefen eine einfache und möglichst kurze Darstellung meiner Theorie über jenen Gegenstand.

Ich bin u. s. w.

Zweiter Brief.

Die ganze Betrachtung über die Vernunftmäßigkeit der Todesstrafen im Staate kommt,

wie auch Sie, mein Freund, mir gewiß zugeben, auf die beiden Hauptprobleme zurück:

1) ob sie rechtmäßig,

2) ob sie einzig und ausschließlich zur Verhütung gewisser Verbrechen zweckdienlich seien.

Beide Probleme hängen genau zusammen, wie fern nehmlich das erste nicht bejahend aufgelöst werden kann, wenn man das zweite verneint. Läßt sich darthun, daß gelindere Strafen die Menschen eben so gewiß vom Morde und Straßenraube abhalten, als die Beraubung des Lebens, so können die Todesstrafen nie rechtmäßig sein. Sie können es nur dann sein, wenn sich bei reifer Beurtheilung, wahrer Kenntniß der menschlichen Natur und möglichst vollständiger Zusammenhaltung von Thatsachen die Erfahrung ergiebt, daß der gewaltsame mit Entehrung verknüpfte Tod für die größere Menge der Menschen das schrecklichste Uebel ist.

Ich darf voraussetzen, daß Sie mir darin beistimmen, daß in dem Grundvertrage aller bürgerlichen Gesellschaft die

Einwilligung in alle Mittel enthalten ist, ohne welche der wesentliche Zweck der Verbindung nicht erreicht werden kann, daß zu diesen Mitteln die Strafen als abschreckende Leiden, die unausbleiblich auf Uebertretung des Gesetzes folgen, gehören, und daß man sich bei der Entscheidung über die Wahl derselben in Ermangelung der erweislichen Gewißheit mit der größten Wahrscheinlichkeit begnügen müsse *). Nun fragt sich: 1) darf ein Mensch einer Verbindung seiner Mitmenschen, deren Glied er selbst ist, versprechen, sich ermorden zu lassen, wenn er gewisse Rechte der Einzelnen und der Gesellschaft verletzte?

*) Die Strafgesetzgebung ist keiner Demonstrationen fähig. Bei keinem Verbrechen kann man streng erweisen, welches Uebel, als Folge davon, die Vervielfältigung desselben am sichersten hindern werde. Da nun aber Strafgesetzgebung nothwendig ist, so folgt, daß die Gesetzgebung sich in diesem Stücke nur auf Berechnung des Wahrscheinlichen gründen könne, und jeder Bürger, welcher der Gesellschaft seine Treue zusagt, in und mit dem Grundvertrage dareln willige.

dürfen die Uebrigen dieses Versprechen annehmen, und sind sie wirklich dadurch berechtigt, ihm das Leben zu nehmen? 2) ist der höchsten Wahrscheinlichkeit nach die Todesstrafe das wirksamste Uebel zur Verhütung derjenigen Verbrechen, die für die Gesellschaft die zerstörendsten sind, und ist sie also durch kein andres zu ersetzen? Vernehmen Sie über beide Fragen meine Gedanken, und entziehen mir die offene Mittheilung der Schwierigkeiten nicht, die meinen Grundsätzen, nach ihrem Systeme beurtheilt, entgegenzustehen scheinen.

Mehrere Gegner der Todesstrafen haben sich vorzüglich darauf gestützt, daß kein Mensch einem andern ein Recht auf sein Leben geben und keiner ein solches von dem andern nehmen dürfe, daß also in dem Grundvertrage der bürgerlichen Gesellschaft Einwilligung in die Todesstrafen nicht enthalten sein könne. Bekkaria sagt: ist wohl ein einzelner Mensch zu denken, der andern Menschen das Recht einräumen würde, ihm das Leben zu nehmen? Kann man wohl voraussetzen, daß unter den möglichst

geringen Theile der Freiheit, den jeder aufopfern wollte, die Aufopferung des größten Gutes des Lebens begriffen sei? Gesetzt aber, es wäre dem so, wie verträgt sich denn dieser Grundsatz mit dem andern, daß der Mensch kein Recht habe, sich selbst zu tödten, welches er doch haben müßte, wenn er es andern oder der ganzen Gesellschaft abtreten sollte?“

Die meisten Vertheidiger der Todesstrafe haben auf Einwürfe dieser Art erwiedert, derjenige, der als Mitglied des Staats in die Todesstrafe willigt, verfüge dadurch keinesweges willkührlich über sein Leben, sondern erkenne nur das Recht der Gegenwehr auf Tod und Leben an, welche jedem Menschen in jedem Zustande zukomme, er sei also mit dem Selbstmörder gar nicht zu vergleichen. — Ich gestehe, daß diese Vorstellung der Sache mich nie befriedigen konnte, so groß ist der Unterschied zwischen dem Rechte der Gegenwehr auf Tod und

Leben, welcher jedem einzelnen Menschen zukommt, wenn er auf Tod und Leben angegriffen wird, und dem Rechte des Staates, gewisse Verbrechen durch Tod zu strafen. Um zu jener Gegenwehr berechtigt zu sein, muß der Angriff des Individuums wirklich eintreten; allein wenn auch dieß der Fall ist, so hat dennoch der Angegriffene kein unbedingtes Recht zu tödten. Wirft der Angreifende die Waffen weg und sich ihm zu Füßen, so hat er kein Recht ihn zu tödten, um in Zukunft vor ihm sicher zu sein: er mag ihn in Gewahrsam nehmen; allein er darf ihn nun nicht tödten, obwohl er von ihm getödtet werden sollte. Er hätte ihn tödten dürfen, wenn bei hartnäckiger Fortsetzung des Angriffes kein anderes Mittel der Rettung möglich gewesen wäre. — Ganz anders verhält es sich mit den Todesstrafen im Staate. Nur Einer oder Einige sind angegriffen (durch Straßenraub, Meuchelmord, Mordbrennerei), alle Uebrige nicht, oder die ganze Verbindung ist angegriffen, durch Empörung, Verrätherei. Der Verbrecher ist entdeckt, ist wehrlos und für die

Zukunft, wenn er wohl verhaftet ist, unschädlich. Nichts desto weniger wird ihm der Tod zuerkannt, weil er als Glied des Staates eingewilligt hat, im Falle solcher Verbrechen ein Opfer seines Leichtsinns oder seiner Boßheit zu werden. Findet hier wohl der Fall der äußersten Gegenwehr Statt, oder ist es bloß eine spitzfindige Grübelei, ihn anzunehmen? — Eigentliche äußerste Gegenwehr tritt hier nicht ein: denn derjenige Verbrecher, der e i n e n Bürger aus besondern Ursachen ermordet, wird vielleicht nie wieder fähig sein, eine ähnliche That zu begehen; derjenige, welcher es auf die ganze Verbindung und Verfassung der Gesellschaft wagt, kann, ohne daß man ihn ermorde, in eine Lage gesetzt werden, bei welcher so wenig das Ganze als die Einzelnen sich vor ihm zu fürchten haben. Vertheidigung auf Tod und Leben scheint also hier sehr unstatthaft zu sein; es scheint, als dürfe kein Mensch auf solche Fälle andern ein Recht über sein Leben übertragen, keiner ein solches von einem andern nehmen. —

Alle Schwierigkeiten lösen sich, sobald man die bürgerliche Gesellschaft aus ihrem richtigen und einzig würdigen Gesichtspunkte betrachtet, und sich das Leben einzelner Menschen nach seinem wahren Verhältnisse zu einer solchen Gesellschaft denkt. Daß der Mensch kein Recht auf sein Leben habe, ist ein Dogma mißverstandener Gewissenhaftigkeit und Religiosität; es giebt Zwecke, für welche es Pflicht ist, sein Leben auf das Spiel zu setzen oder es *freiwillig* hinzugeben. Die nächste Bedingung unsrer moralischen Wirksamkeit in der Welt ist das Leben selbst; und wenn ich mit der größten möglichen Wahrscheinlichkeit einsehe, ich werde meines Lebens nicht sicher sein, wenn ich nicht in gewissen Fällen darauf Verzicht leiste, die auf meiner Willkühr (wie fern es von mir abhängt, Verbrechen zu begehn oder nicht) oder der Willkühr Andrer (wie fern es von ihnen abhängt, die Gesellschaft feindselig anzugreifen oder nicht) beruhen, so bin ich verbunden, mein Leben für diese Fälle preis zu geben. Hat ferner unser Dasein nur in so fern Würde, als wir fähig sind, frei und

edel auf unsre Bestimmung hinzuwirken; muß uns, wenn dieses unmöglich wäre, der Tod wünschenswerther sein als die Schlafsucht niedergedrückter Kräfte: so sind wir auch in dieser Hinsicht verpflichtet, unser Leben auf das Spiel zu setzen, um in einen solchen Zustand nicht zu gerathen, wenn denn Wagung nach unsrer besten Einsicht das einzige Mittel scheint, uns vor einer Erniedrigung dieser Art zu sichern. Die bürgerliche Gesellschaft *) soll einen feststehen-

*) Rousseau sagt sehr richtig in dem bürgerlichen Vertrage in Hinsicht der Todesstrafen: Dans ce traité loin de disposer de sa propre vie, on ne songe qu'a la garantir et il n'est pas a presumer qu'aucun des contractans premedite alors de se faire pendre. D'ailleurs tout malfaiteur attaquant le droit social devient par ses forfaits rebell et traitre à la patrie, il cesse d'en etre membre en violant ses lois et meme il lui fait la guerre. Alors la conservation de l'etat est incompatible avec la sienne, il faut qu'un des deux perisse et quand on fait mourir le coupabe, c'est moins comme citoyen que comme ennemi.

den rechtlichen Zustand unter den Menschen gründen; durch sie soll den Menschen Leben, Eigenthum und jene Sphäre freier Wirksamkeit gesichert werden, welche er seiner moralischen Würde und Bestimmung wegen nothwendig fordern muß; im gesellschaftlosen Stande würde er unter dem Drucke beständiger Furcht sich nie zur Cultur und Vollkommenheit erheben: er muß also den Staat wollen; und wenn dieses Pflicht ist, *so muß er alle Mittel in das Werk setzen*, ohne welche der Zweck desselben nicht erreicht werden kann. Leuchtet es ein, daß kein Staat bestehen kann, wenn die Mitglieder zwar einen Theil ihrer Güter und Kräfte für ihn anwenden, aber ihr Leben ausnehmen, und, sobald dieß in Gefahr kommt, die gesellschaftlichen Bande aufgelöst glauben; so ist es auch evident, daß dem wahren Bürger auch sein Leben nicht zu theuer sein muß, um es für den Staat hinzugeben. Rousseau hat diese Wahrheit in seinem Werke über den bürgerlichen Vertrag mit größter Schärfe gefaßt. Nach ihm liegt es wesentlich in dem Geiste

desselben, daß jeder, welcher daran Theil nimmt, auch sein Leben dem Daseyn und Wohle des Ganzen unterordne.

Einen Staat zu errichten und daran Theil zu nehmen, ist Pflicht jedes Menschen, zwar keine Pflicht, die von den übrigen erzwungen werden könnte, aber gewiß eine Pflicht, die durch das Gewissen eines jeden geheiligt ist. Die Menschen sollen durch den Staat die allersicherste Garantie ihrer Rechte bekommen, welche irgend möglich ist. Dieß kann nicht durch bloße Angelobung und Versicherung seiner Gewissenhaftigkeit und Treue geschehn; denn der Verführungen sind zu viele und zu dringende, als daß sie die Nichtverletzung ihrer Freiheit und Sicherheit bloß von dem innern Pflichtgefühle des Menschen erwarten könnten. Es folgt also, daß sie sich unter einander den äußersten Bedingungen unterwerfen, unter denen Heilighaltung der Rechte erzwungen werden kann, daß sie unter einander darüber eins werden, jeder wolle ohne Widerstand die schrecklichsten, wenn nur die menschliche Natur nicht schändenden, Leiden

für Verbrechen büßen, durch welche, wenn sie gelängen und vervielfältigt werden, der bürgerliche Bund vernichtet werden müßte. Durch ein heiligeres Unterpfand können sie einander die Festigkeit ihrer Vorsätze nicht verbürgen, als wenn sie erklären, daß sie freiwillig den Tod fordern, wenn sie unsittlich genug sein könnten, die größten und wichtigsten Rechte des Menschen und der Gesellschaft zu verletzen. Willigten sie bloß in körperliche Züchtigungen, Verbannung, Gefangenschaft, Infamie u. dgl. behielten sich aber das Leben vor, so könnte kein unbeschränktes gegenseitiges Zutrauen entstehen, jeder würde von dem andern argwöhnen, er verspreche nur mit Ausnahmen und geheimen Vorbehalten, und seine Treue für die Gesellschaft reiche nur bis auf Fälle, wo sein Leben in Gefahr geriethe. Sprechen aber Alle: *Wenn ich morde, wenn ich raube, sollt ihr mich morden, und ich will nicht widerstehen.* Geben alle auf diese Weise zu erkennen, daß sie auch sogar ihr Dasein auf der Erde nicht höher schätzen, als den Zweck eines

allgemeinen Friedens und allgemeiner Heilighaltung der Rechte, des Lebens, der Freiheit, des Eigenthums und der Ehre des Menschen, so ist die höchste mögliche Garantie der Sicherheit da, welche man nach den Verhältnissen der Welt und unsrer Natur erwarten kann. Menschen, welche sich so verbinden, müssen sich gegenseitig im höchsten Grade achten; und, weit entfernt, daß die Todesstrafe an sich für eine Schande der menschlichen Gesellschaft gehalten werden könnte, zeigt sie vielmehr, aus ihrem richtigen Gesichtspunkte beleuchtet, den Menschen in seiner edelsten Gestalt. Man wende hier nicht ein, daß besonders in unsern Tagen wenige diesen Gesichtspunkt fassen, daß sehr viele Bürger der Staaten troz den Todesstrafen den Entschluß zu betrügen, zu rauben, zu morden unterhalten, und daß sie durch ihr Bleiben im Staate in diese Strafen nur in so fern willigen, als sie den geheimen Vorsatz nähren, sich der List möglichst zu befleißigen, um ihre Schandthaten vor dem Gerichte und der Regierung zu verbergen. Diese sind

nie wahre Bürger geworden; sie haben sich nur betrügerisch in den Bund der Gesellschaft eingeschlichen. Die Rede ist hier von Menschen, welche ein echter Bürgergeist beseelt, und die Frage, ob unter solchen die Todesstrafe rechtmäßig sein könne. Denn wenn die Rede von Betrügern wäre, welche vorsätzlich auf den Ruin der Gesellschaft hinarbeiten, so würde wohl die Aufgabe sehr überflüssig sein, wie es um das Rechtmäßige der Todesstrafe stehe, und ob solche Betrüger, während sie innerlich die verrätherischesten Vorsätze gegen den Staat hegen, irgend einen Grad von Achtung, oder nicht vielmehr die tiefste Verachtung verdienen.

Wennn ich die Uebereinkunft der Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft über die Todesstrafen, wie fern sie Folge von unverfälschter Liebe des Rechts und echtem Gemeingeiste ist, für einen Actus erkläre, welcher der Menschheit Ehre macht, so fürchte ich nicht, daß Sie mir den Vorwurf machen möchten, diese Aeußerung stehe im Widerspruche gegen die Gesinnungen,

die ich über das Empörende der Hinrichtungen für das Gefühl in meinem vorigen Briefe aufstellte; sie vertragen sich sehr gut zusammen.

Der Mensch, welcher beim Eintritte in den Bund der bürgerlichen Gesellschaft auf Tod und Leben Gerechtigkeit verspricht, und dadurch erklärt, wie so ganz unbedingt er die Heiligkeit des Rechts anerkenne, erscheint mir edel; und ein Staat ohne Todesstrafen würde in meinen Augen aller Erhabenheit ermangeln. Allein eben deßhalb ist es für mich ein niederwerfendes Schauspiel, wenn die Nothwendigkeit Ausübung der Todesstrafen fordert. Die Einwilligung in die Todesstrafen hatte nach dem Sinne der zusammentretenden Bürger jeden Gebrauch der Todesstrafe unmöglich machen sollen: man beabsichtigte damit gänzliche Unterlassung der schändlichsten Verbrechen, deren der Mensch fähig ist; wurde diese Absicht erreicht, so hatte keiner mit dem Leben zu büßen. Wie schauderhaft ist diesemnach die Scene einer Hinrichtung,

besonders für Menschen, welche ihre Würde und die Wichtigkeit der Staatsverbindung fühlen! Der Verbrecher hat gemordet: giebt es einen schändlichern Bruch des heiligsten Bundes? sinkt nicht alles Zutrauen auf Menschen, wenn auch der unausbleiblichste Tod sie nicht von den äußersten Verletzungen der Rechte abhalten kann? und muß nicht jede edlere Seele im Innersten erschüttert werden, wenn Bürger, die beim Eintritte in den Staat ein so großes Gelübd thaten, durch Blut an ihre Pflicht gemahnt werden müssen? — Ich sage es nochmahls, Mitleiden gegen einen Mörder würde ich bei einer Hinrichtung nicht fühlen: aber Scham über die Boßheit, deren wir fähig sind, und Furcht vor Menschen würden mich mit eiskaltem Schauern überfallen; in jedem Gesichte würde ich den Keim des Verbrechens lesen und mit finstrer Verzweiflung an der Cultur unsrer Gattung die Scene verlassen. — Einst wurde ein kaltblütiger Mörder hingerichtet: alles strömte dem Schaffot zu; ich verschloß mich in meinem Zimmer, zwang mich

die Menschen zu vergessen und spielte mit meinem treuen Hunde. —

Sie sehen also, mein Freund, daß ich nicht inconsequent bin, und daß ich eben so wenig wegen meiner Behauptung der Rechtmäßigkeit der Todesstrafen den Vorwurf der Unmenschlichkeit, als wegen meiner Unfähigkeit, das Blut eines Delinquenten fließen zu sehen, den Vorwurf der Empfindelei verdiene Beide Vorwürfe wären mir gleich unerträglich; denn empfindelndes Mitleid gegen einen Mörder oder Straßenräuber, der den Tod leidet, ist eine Unmenschlichkeit, wodurch man sich an der ganzen Menschheit vergeht. Damit will ich aber keinesweges in den Ton mit einstimmen, den sich Kant gegen Beccaria erlauben konnte, und der mich, ich gestehe es, bei aller Ehrfurcht für einen Greis, empört hat. Wie es auch um die Wahrheit der Grundsätze dieses edlen Mannes stehe, so ist es mehr als ungerecht, ihn „der empfindelnden Theilnahme einer affectirten Humanität“ zu beschuldigen. Enthusiasm für das Wohl der Mensch-

heit gab ihm sein Werk ein; und Undank würde es sein, wenn man den wohlthätigen Einfluß verkennen wollte, den es auf die Vervollkommnung der Criminalgesetzgebung gehabt hat. Kants Rechtslehre wird nie solche gesegnete Folgen hervorbringen; es dürfte sogar möglich sein, daß der Mißbrauch seiner Behauptungen das peinliche Recht in manchen Theilen in eine Barbarei zurückführte, die es vormahls verfinsterte. Nichts desto weniger wäre *es eine unverzeihliche* Mißhandlung, wenn man Kant den Vorwurf der Gefühllosigkeit und aufgeklärten Unmenschlichkeit*) machte.

*) Allerdings geräth man in Versuchung es zu thun, wenn man seine Grundsätze über den Kindermord liest. „Da die Gesetzgebung die Schmach einer „unehelichen Geburt nicht wegnehmen kann, „so scheint es, daß der Mensch sich in diesem Fal„le im Naturstande befindet, und daß Tödtung, „die alsdann nicht einmahl ein Mord heißen müßte, „zwar allerdings strafbar sei, von der obersten „Macht aber mit dem Tode nicht könne bestraft wer„den. Das uneheliche Kind ist außer „dem Gesetz (denn dieß heißt Ehe), mithin

Meine Grundsätze über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe führen gewisse Behauptungen über die Behandlung der Delinquenten mit sich, die nur denen menschenfeindlich scheinen können, welche meinen Gesichtspunkt verfehlen. Mir scheint, man beobachte gegen Verbrecher, welche zum Tode verdammt sind, eine mißverstandene Menschenfreundlichkeit, und be-

„auch außer dem Schutz desselben ge„boren. Es ist in das gemeine We„sen gleichsam eingeschlichen, wie „verbotene Ware, so daß dieses sei„ne Existenz (weil es billig auf die„se Art nicht hätte existiren sollen), „mithin auch seine Vernichtung igno„riren kann, und die Schande der „Mutter, wenn ihre uneheliche Nie„derkunft bekannt wird, kann keine „Verordnung heben." — Wie leicht könnte die Malevolenz aus dieser Stelle folgern, der Staat müsse auf den Mord unehelicher Kinder Prämien setzen! — Da der größte aller Dichter zuweilen geschlafen hat, so wird es erlaubt sein zu glauben, der größte der Weltweisen habe hier eine ähnliche Anwandlung gehabt. —

nehme dadurch dem Schicksale desselben das Schreckliche, welches es haben soll. Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich Grausamkeit fordre; ich verlange aber, weil außerdem der ganze Zweck verloren ginge, daß man bei der Behandlung des Delinquenten Alles weglasse, was ein herrschendes Gefühl des Mitleides gegen ihn erregen, oder auch im Gegentheil veranlassen könnte, daß man sein Schicksal, wenn auch nicht für beneidenswerth, doch für erträglich hielte.

Das Betragen der Deutschen scheint mir in diesen Rücksichten in der That ein wenig kindisch. Auf der einen Seite hält man streng auf die Todesstrafe, auf der andern giebt man sich alle mögliche Mühe, den Verbrecher am Ende als einen im Grunde moralisch guten Menschen vorzustellen, pflegt und hätschelt ihn vor der Hinrichtung wie ein liebes und nur verführtes Kind. Die Ceremonien bei der Hinrichtung sind zum Theil so beschaffen, daß der Nichtswürdige eine glänzende Rolle spielt, und die große Menge der Zuschauer ihn schon im

Geiste in Abrahams Schooße sieht. Man weiß große Städte, wo die kaltblütigsten Meuchelmörder mit Thränen beehrt worden sind, weil sie auf dem Schaffot die Heldenmüthigkeit und Seelengröße der Märtirer affectirten; über die ermordete Person hatte niemand von allen diesen Menschen geweint, ja vielleicht niemand ein lebhaftes Mitleid für sie gefühlt.

Man versieht einen Delinquenten wenigstens die nächsten Wochen vor seinem Tode mit einer stattlichen Tafel von Speisen und Getränken. Privatpersonen schicken ihm wohl gar besondere Delikatessen in den Kerker. Kurz vor der Hinrichtung versetzt man ihn in einen Rausch, der ihn die Schrecken des schändlichsten Todes überwinden macht. — Welche Zwecklosigkeit! — Welcher unbegreifliche Unsinn! — Soll er denn etwa wohlleben? soll er die Bitterkeit seiner Lage und seines Todes nicht fühlen? soll man ihm seine Leiden erleichtern wie einem Unschuldigen? — Bedenkt man nicht, wie gefährlich sein Beispiel wird, wenn er sich bei einer solchen Behandlung leichtsinnig benimmt

und, sei es nun wahre oder affectirte, Verachtung des Todes äußert? — Berechnet man den Eindruck nicht, den ein solches Betragen auf Personen machen muß, die den vollen Keim des Lasters in sich tragen, und vielleicht schon mit verbrecherischen Planen schwanger gehen?

Indessen sind jene Wohlthaten einer mißverstandnen Menschenliebe lange nicht so gefährlich, als die Wirkungen der Besuche der Geistlichen; und die glücklichsten sind gerade die gefährlichsten Lassen Sie mich Ihnen meine Grundsätze über diesen Punkt näher und umständlicher entwickeln. Ich darf es gegen Sie um so unverhohlner thun, da Sie mich zu genau kennen, um mir Geringschätzung der Religion, und Gleichgültigkeit gegen die moralische Besserung gesunkener Menschen zuzutrauen.

Der Besuch des Geistlichen bei dem zum Tode verdammten Delinquenten kann in einer zwiefachen Rücksicht betrachtet werden; er kann moraliche Sinnesänderung, Reue und Zerknirschung des Herzens, er kann Beruhigung und Milderung der Qualen

zum Zwecke haben, welche die Aussicht auf einen nahen schmählichen Tod verursacht. In welcher Rücksicht man ihn betrachte, kann er ein höchst schädliches Hinderniß des politischen Zweckes der Todesstrafen werden.

Ich lasse unentschieden, ob es wirksamer sei, Delinquenten in der Stille und ohne Zuschauer hinzurichten, oder den Actus öffentlich vor dem Publicum vollbringen zu lassen. Für beides lassen sich Gründe angeben, die, so scheint mir, wenigstens einander die Wage halten. Die allgemeine Bekanntmachung einer Hinrichtung in der Einsamkeit des Kerkers, ohne Mittheilung näherer Umstände verbreitet vielleicht mehr Schauder als das Schauspiel einer Execution vor dem Volke. Die Phantasie wird durch alles Geheimnißvolle gereitzt, und stellt sich die Qualen eines in Geheim Getödteten unendlich größer vor als die Leiden desjenigen, der bei vollem Tage unter freiem Himmel stirbt. Jener verschwindet aus der Reihe der Lebenden, man weiß nicht wie, und die Finsterniß, die sein Schicksal umgiebt, hat etwas unnenn-

bar Grausendes. Oeffentliche Hinrichtungen, nach unserm Ceremoniell wenigstens, veranlassen auf der einen Seite viel unzeitiges Mitleid, auf der andern erregen sie in vielen Stücken das Spiel des Leichtsinns, und laden wohl gar zum Laster ein.

Ich will indessen der Mehrheit beitreten, welche für die öffentlichen Todesstrafen ist, und, in Beziehung auf diese, die Frage wegen der Besuche der Geistlichen bei Delinquenten und ihrer Begleitung derselben zum Schaffot beurtheilen.

Der hinzurichtende Verbrecher darf nicht verstockt bleiben; er muß tiefe und bittere Reue über seine Schandthat fühlen. Jene Delinquenten Englands, welche mit Muthwillen und unter den lustigsten Einfällen zum Tode gehen, haben gewiß einen nicht zu berechnenden Einfluß auf die Vervielfältigung der Verbrecher in diesem Lande, wo die Justiz doch mit der äußersten Strenge herrscht, und wo der Buchstabe des Gesetzes tödtet. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es heilsam sei, wenn würdi-

ge Geistliche durch wiederhohlte Unterhaltungen und kräftige Zusprache den Verbrecher zur Anerkennung der vollen Schändlichkeit seiner That bringen. Er muß es fühlen, daß er sich des Namens eines Menschen unwürdig gemacht hat, daß er, seiner eignen Erklärung, die er als Bürger von sich gab, zu Folge, physisch vernichtet werden muß, und das Gefühl seiner Nichtswürdigkeit muß ihn noch in dem Augenblicke erschüttern, wo er den tödtlichen Streich empfängt. Ist es ihm erlaubt an das Volk zu sprechen, so darf der Inhalt seiner Rede nur das Geständniß seiner Schande und die Schilderung seiner Qualen sein. Angemessener ist es, wenn man ihm die Ehre gar nicht läßt, zu Menschen zu sprechen; denn schon durch diese Vergünstigung gewinnt er in den Augen vieler Zuschauer, zumahl wenn er gut und rührend spricht.

Allein fordert die Menschlichkeit, fordert die Religion nicht, daß der Priester ihm, wenn er seine Reue und bessern Vorsätze erklärt, die Verzeihung Gottes zusichre und ihn dadurch

wegen seines Schicksals in der Ewigkeit beruhige? — Was man auch über mich urtheile, ich stehe nicht an zu antworten: der Verbrecher müsse mit Verzweiflung an Begnadigung bei Gott sterben, und ein Priester versündige sich an der Menschheit und der bürgerlichen Gesellschaft, wenn er den Mörder oder Straßenräuber vorspiegelt, daß er durch Bekehrung im Kerker und Ergreifung des Verdienstes Christi seiner Blutschuld entledigt werden könne. Die Zukunft muß ihm schauderhaft sein, der Tod nicht sowohl an sich als vielmehr deßhalb schrecklich, weil er ihn zu größern Qualen überführt. Nicht ganz mit Unrecht haben sich einige Weltweise, welche sich gegen die Zweckmäßigkeit der Todesstrafen erklärten, auch darauf bezogen, daß so viele Verbrecher mit Ruhe, wohl gar mit Freudigkeit sterben. Allein dieß ist nicht Folge der Todesstrafen, sondern der verkehrten Behandlung der Verurtheilten, besonders von Seiten der Priester. Freilich wenn der Mörder in den Wunden Christi seine Zuflucht findet,

und durch das Blut des Gottmenschen seine Blutschuld abgewaschen glaubt, warum soll er nicht den Tod einem Leben voll Verachtung und Gewissenspeinigung vorziehen? er muß ihm Wohlthat sein: lieber vom Schaffot gen Himmel gefahren, als in ewiger Gefangenschaft geschmachtet.

Der unlängst bei Leipzig hingerichtete Meuchelmörder Kayser zweifelte, beglaubigten Nachrichten zu Folge, nicht an seiner Begnadigung vor Gott, bedauerte aber den von ihm Erschlagenen, weil er, ohne alle Begnadigung, in der Mitte seiner Sünden die Erde verlassen habe. Er dachte sich also die Schuld seines Meuchelmordes getilgt; aber die Fehler des Ermordeten, der übrigens ein rechtschaffener Mann gewesen sein soll, glaubte er nicht verziehen. Hamlets Schatten möge mir verzeihen, wenn ich mich seiner in dieser Nachbarschaft erinnere; er will seinen Stiefvater nicht ermorden, während er betet, aus Furcht, der Bösewicht werde auf diese Weise eines seligen Todes gewürdigt.

Die Vorurtheile von den Wirkungen einer schnellen Bekehrung, der Zuversicht auf Christus Verdienst und des Gebets auf Begnadigung bei Gott sind in vielen Menschen so tief eingewurzelt, daß ihnen keine Schandthat so unmenschlich scheint, deren moralische Folgen nicht durch jene Mittel gehoben werden könnten. Kein Wunder, daß sie sich mit einem zum Tode verurtheilten Verbrecher aussöhnen, sobald die Priester seine Sinnesänderung erklären. Der bekehrte Verbrecher gewinnt in ihren Augen um so mehr, da zwischen seiner That und seiner nachmahligen Gesinnung ein so großer Contrast Statt findet. Mit Schaudern erinnere ich mich an die schreckliche That, die, als ich noch Knabe war, in einem Dorfe unweit Stolpen von einem jungen Bauer verübt wurde. Bloß aus Habsucht erschlug er kaltblütig in einer Nacht Vater, Mutter und Bruder; der Schwester, der Einzigen, die noch mit ihm im Hause übrig war, verschonte er unter der Bedingung, daß sie, was sie gesehen, verschweigen wolle. Mein Vater bereitete den Bösewicht zu seinem

martervollen Tode, und schmeichelte sich seine Bekehrung bewirkt zu haben. Auch dieser Mörder, der unnatürlichste, unmenschlichste unter allen, die man denken kann, wurde bedauert, sobald er als bekehrter Christ erschien: er starb mit Muth und Fassung, weil er an seiner Begnadigung vor Gott nicht zweifelte; und vielleicht beneidete ihn ein ziemlicher Theil des Publicums um seinen seligen Hintritt.

Es kann für einen Priester keine traurigere Amtspflicht geben, als die Begleitung eines armen Sünders zum Schaffot; auch ist wohl keine Obliegenheit des geistlichen Standes so ganz fruchtlos, als diese. Allein wäre sie doch nur bloß fruchtlos; sie ist überdieß zweckwidrig und dem gemeinen Besten nachtheilig. Der Tod auf dem Schaffot verliert an Schrecklichkeit, wenigstens in den Augen der großen Menge, wenn Gebet und Trost des Priesters den Delinquenten unterstützen. Erspare man dem Priester diese grausenvolle Arbeit; dumpfe Stille herrsche unter der versammelten Menge, die den Richtplatz

umgiebt; kein Priester, keine Chorschüler seien bei dem Actus zugegen; der Henker führe den Verbrecher ohne alle Begleitung zu dem Platze, wo er sterben muß; man behandle ihn, ohne grausam zu sein, mit schauderhafter Kaltblütigkeit, wie einen Unmenschen; es sei nicht möglich, daß auch weichliche Zuschauer Thränen des Mitleids vergießen, nicht möglich, daß Schwachköpfe eifersüchtig auf seinen vermeintlich wohl vorbereiteten Uebergang in die Ewigkeit seien.

Der wahren Religion wird auf diese Weise gar nichts vergeben. Eine vollendete Besserung von Charakteren, die so tief gesunken sind, um sich die empörendsten Verbrechen gegen die Menschheit zu erlauben, läßt sich während des Zeitraums zwischen Verurtheilung und Hinrichtung nicht voraussetzen. Die guten Vorsätze, welche der Delinquent unter den Schrecken eines nahen Todes im Kerker faßt, sind sehr zweideutig und unsicher; nicht selten werden sie von Bösewichtern erheuchelt, um einige Milderung ihres Schicksals zu erlangen. Und gesetzt auch, sie gingen bei einem

und dem andern aus wahrer Sinnesänderung hervor, so fordert dennoch das Recht, daß der Delinquent, als solcher, in seiner Abscheulichkeit erscheine: seine Bekehrung muß keinen Einfluß auf seine Behandlung haben; am wenigsten muß dieselbe als etwas sehr Verdienstliches im Publicum gerühmt werden, wie es so oft in Deutschland von den Geistlichen meistens aus eitlem Stolze auf ihre Talente, von andern Menschen aus mißverstandener Frömmelei und falscher Empfindsamkeit geschieht.

Ich bin weitläuftiger geworden, mein Freund, als es anfangs mein Vorsatz war; und Sie müssen mir schon noch erlauben, Ihnen im nächsten Briefe meine Gedanken über die Frage mitzutheilen, ob der Staat durch Todesstrafen den beabsichtigten Zweck erreiche, oder ob nicht andre Abschreckungsmittel wirksamer sind.

Leben Sie wohl.

Dritter Brief.

Sie halten, mein Freund, die Todesstrafen für ein sehr subalternes Abschreckungsmittel, und glauben mit einer großen Menge scharfsinniger Männer, daß ewige Gefangenschaft, Zuchthaus, Infamie, Landesverweisung bei den meisten Menschen mehr Furcht bewirken als der Tod. Sie unterstützen, wie ich mich aus mehrern Gesprächen erinnere, ihre Meinung durch Thatsachen und Gründe, welche, dieß gestehe ich, vielen Schein mit sich führen.

Sie berufen sich auf das Beispiel des Großherzogthums Toskana; Leopold schaffte die Todesstrafen ab, sagen Sie, und, weit entfernt, daß die Anzahl der Verbrecher sich vermehrt hätte, wurde sie vielmehr geringer. Allein wie beweisen Sie mir, daß diese Verringerung Folge der Abschaffung der Todesstrafen, und nicht vielmehr andrer, vielleicht zufälliger, Ursachen war? — Sie werden dieß nie beweisen, zumahl da sehr bald auf eine Periode der Seltenheit von Criminalverbrechen eine so gro-

ße Menge der unmenschlichsten Thaten erfolgte, daß der junge Großherzog, Leopolds Nachfolger, die Abschaffung der Todesstrafe zurücknehmen zu müssen glaubte. — Ich meinerseits baue auf diese Thatsache für mein System nichts; denn diese Vervielfältigung von Criminalverbrechen konnte ebenfalls durch ganz andere Umstände veranlaßt werden, als die Abschaffung der Todesstrafe. — Ich erinnere mich, daß Sie sich bei einem Wortwechsel, den wir einst über diesen Gegenstand führten, auch auf England beriefen, wo der Buchstabe des Gesetzes tödtet, wo man während der Hinrichtungen gerade am meisten Uhren und Börsen stielt, und wo Bösewichter, denen so eben die Gurgel zugezogen werden soll, mit Lachen rufen: Vogue la galere! — Sie gewinnen durch solche Beispiele für ihre Behauptung nichts. Armuth, Luxus und Sittenlosigkeit würden in England gewiß nicht minder ergiebige Quellen von Schandthaten sein, wenn sie auch immer mit andern Strafen als dem Tode belegt wären. Und wenn auch immer eine Anzahl der allerverworfensten

Menschen durch Furcht vor der Hinrichtung nicht vom Verbrechen abgehalten wird, so folgt daraus keinesweges, daß nicht eine ungleich größere Menge geschreckt wird und unzählige Thaten unterbleiben, die außerdem erfolgen würden.

Geschichte und Erfahrung können überhaupt hierin nichts entscheiden; und selbst die feinsten Berechnungen über den Einfluß der Todesstrafe auf Vermehrung oder *Verminderung* der Verbrechen führen zu keinen sichern Resultaten. Man kann nur die bekannt werdenden verbrecherischen Handlungen zählen, welche ungeachtet der Todesstrafen erfolgen; aber die Unterlassungshandlungen, die durch die Furcht vor dem Tode bewirkt wurden, bleiben verborgen. Niemand wird gestehen, daß er Mord und Straßenraub begehen würde, wenn das Gesetz den Tod nicht drohte. Wollte man von der Anzahl jener wirklich erfolgenden Handlungen auf die Anzahl der unterbliebenen schließen, so würde man sich sehr täuschen. Nicht zu gedenken, daß in einem Staate viele von jenen verbreche-

rischen Handlungen gar nicht entdeckt werden, so können immer viele solche Handlungen ungeachtet der Todesstrafe erfolgen, und zugleich unendlich viele durch die Furcht vor derselben unterblieben sein, so wie man im Gegentheile ohne Grund schlösse, daß, wenn gewisse Verbrechen in einem Staate, wo die Todesstrafe darauf steht, selten begangen werden, dieß gerade eine Folge der Furcht vor jenen Strafen sei.

Die Gründe der Entscheidung über die Zweckmäßigkeit der Todesstrafen müssen aus der Natur der menschlichen Seele geschöpft werden; und das Haupterforderniß, um treffende Resultate zu gewinnen, besteht darin, daß man für die Menschen, auf welche Todesstrafen wirken sollen, den richtigen Maßstab wähle. Die größten Männer haben von dieser Seite gefehlt, sind eben deßhalb einseitig geworden und haben sich in auffallende Widersprüche verwickelt.

Die Menschen müssen gefaßt werden, so wie sie der Pluralität nach sind, und wie man sie im Durchschnitte voraussetzen kann; demnach: weder als Wesen mit ganz unwirksamer oder

matter Phantasie, noch als Wesen mit der lebendigsten, feurigsten Phantasie begabt; weder als moralisch ganz verwildert, noch als in einem hohen Grade sittlich ausgebildet; weder als äußerst hartnäckig in ihren Vorsätzen, noch als äußerst geschmeidig und auf das leichteste umstimmbar. Sobald man sich bei der Untersuchung in Extremen verliert, wird der richtige Gesichtspunkt verrückt. Er wird unfehlbar getroffen, wenn man für Phantasie, Moralität und Willensstärke des Menschen den mittlern Maßstab wählt, nach welchem sich die größere Menge der im civilisirten Zustande lebenden Menschen von allen Ständen mit der höchsten Wahrscheinlichkeit bestimmen läßt.

Bleibt man diesem Maßstabe getreu, so geräth man unfehlbar auf das Resultat, daß der Tod für die Menschen im Durchschnitte genommen, das furchtbarste Uebel ist, und daß für die größten Verbrechen kein zweckmäßigeres Mittel der Abschreckung gewählt werden kann als die Todesstrafe. Die Todesstrafe ist ein gewaltsamer und mit öffent-

licher Schande verknüpfter Tod, ein Tod, dessen Erfolg der Verurtheilte auf die Stunde berechnen kann. Der Tod, das Ende alles irdischen Daseins ist an sich schon für die Meisten schauderhaft, um so mehr ein solcher Tod. Sophisten können freilich sagen: „der natürliche Tod hat in den mehresten Fällen mehr Qualen als der gewaltsame; über Schande setzt sich der Bösewicht hinweg; die bestimmte Gewißheit des Erfolgs bewirkt eher Ruhe in der Seele des Verbrechers, als Beängstigung.“ In Beziehung auf einige Menschen mag es wahr sein, nur nicht in Beziehung auf die Mehrheit. Zugegeben, daß der gewaltsame Tod, wenn er nicht absichtlich mit dauernden Martern verknüpft ist, weniger Leiden verursacht, als die meisten Arten des natürlichen, so hat er dennoch für die Phantasie eine schrecklichere Gestalt. Wer wird nicht lieber vom Schlage getroffen werden, als vom Streiche eines Henkerschwerts sterben wollen? ja gewiß werden die meisten Menschen

selbst den Tod durch eine langwierige schmerzhafte Krankheit der Tödtung auf dem Schaffot vorziehen. Die Schändlichkeit einer Hinrichtung wird freilich den Unmenschen nicht rühren, in welchem alles Gefühl für Sittlichkeit und Ehre erstorben ist. Allein gewiß giebt es der Nichtswürdigen dieser Art nur wenige: die meisten Menschen sind auf einen ehrlichen Tod und ein ehrliches Begräbniß im höchsten Grade ehrgeitzig; und wenn auch *viele sich nicht* schämen als Verbrecher zu leben, so wollen sie doch um keinen Preis als Verbrecher sterben. Der natürliche Tod endlich läßt sich nicht bestimmt berechnen: die Phantasie des Menschen, für die er ein grausendes Bild ist, schiebt seinen Zeitpunkt immer in die Ferne hinaus; er naht unbemerkt heran. Der verurtheilte Verbrecher kann die Minuten zählen, die er bis zu dem schrecklichen Augenblicke noch zu leben hat; in der Einsamkeit seines finstern Kerkers sieht er gleichsam das Schauspiel seiner Hinrichtung herannahen; seine Hoffnung kann ihm nicht mit dem kürzesten Aufschube schmeicheln: dieß voll-

endet das Schauderhafte der Todesstrafe; und wenn im Verhältnisse gegen die Unmenschlichkeit der Verbrechen jene Strafe geschärft werden muß, so würde ich dafür stimmen, daß der Verbrecher in dem Maße länger vor seiner Hinrichtung im Kerker leben solle, als seine That schändlich ist. Der Hinrichtung entgegen zu sehen, ist für den entsetzlichsten Bösewicht schrecklicher als die Hinrichtung selbst; es ist ein langsames qualvolles Sterben: wer Menschenblut vergoß, der muß dem gewissen schändlichen Tode lange aufgespart werden; je kaltblütiger und überlegter der Mord war, um so länger quäle ihn die Hinsicht auf die Richtstatt, die er betreten muß.

Um sich in Rücksicht der Wirkung der Todesstrafe nicht zu täuschen, muß man die Phantasie des Menschen wahr und scharf in das Auge fassen. Beinahe alle mögliche Qualen der Menschheit machen auf sie nicht den augenblicklichen Eindruck, welchen das Bild des Todes verursacht. Jede Strafe läßt Zwischenräume der Linderung, Ausflüchte und Mög-

lichkeiten der Rettung übrig; der Tod vernichtet. Erhard sagt in seinen Anmerkungen zu Pastorets Werke über die Strafgesetze gewiß sehr treffend: „Die Furcht vor dem Tode benimmt dem Menschen alle die Hoffnungen, mit denen er sich schmeichelt, wenn er eine andere Strafe vor sich sieht. Den Schmerz, denkt er, wirst du überstehen, der Infamie kannst du durch Veränderung des Wohnortes entgehen, aus dem Gefängnisse wirst du vielleicht entkommen. Alle diese Hoffnungen, welche heftige Leidenschaft und Begier verstärkt, fallen bei der Todesstrafe weg.“ — Martern, Gefangenschaft, Bau und Galeerenarbeit — man braucht Zeit, um sich das Quälende solcher Situationen zu denken; — der Gedanke des Todes erfüllt die meisten Menschen mit plötzlichem Schauder. -- Sage man ihnen: „ihr sollt ewig im Kerker schmachten“ sie denken, dieses Loos sei noch erträglich; sage man: „ihr sollt sterben“ so ist ihre Verzweiflung vollendet.

Nur ein Tod unter gräßlichen Martern ist schrecklicher als der einfache Tod selbst. Allein physische Qualen auch des abscheulichsten Bösewichts können nie Mittel für die Strafgesetzgebung sein: sie gewöhnen eine große Menge der Bürger zur Grausamkeit; wenn man gewöhnt wird, das Alleräußerste des Gräßlichen zu sehen, so wird man gefühllos, und der Bösewicht macht es wohl gar zu einem Gegenstande des Scherzes. Hat man wohl irgend grausamer gerädert als in Frankreich? Und was ist die Folge gewesen? Nichts geringeres, als daß man eine Hinrichtung wie eine Partie de plaisir betrachtete, und der langsamen martervollen Tödtung eines Verbrechers wie etwa einem Hahnengefechte zusah.

Der Tod überhaupt ist für die Mehrheit der Menschen von unüberwindlicher Furchtbarkeit: selbst die Hoffnung einer glücklichen Zukunft jenseit des Grabes kann nur die Wenigsten zu einer Standhaftigkeit erheben, bei der sie dem Tode mit Gleichmüthigkeit entgegensähen; und unter dem Drucke der bittersten Leiden hängen

die Meisten noch mit starker Liebe am Leben. Man sagt, der Selbstmord nehme jetzt immer mehr und mehr überhand: ich glaube, im Verhältnisse gegen die Lasten, unter denen besonders die niedern Stände seufzen, ereignet sich der Selbstmord immer noch selten genug; ein hinlänglicher Beweis, daß der größere Theil ein kummervolles Dasein dem Tode vorzieht. Und warum entfernen die Menschen, so lange es möglich ist, absichtlich das Bild des Todes, und vermeiden die Gelegenheiten, wo sie *genöthigt* würden sich ihn lebhaft vorzustellen? warum thun dieß selbst so viele Greise, die des Lebens müde sein sollten? Der Grund kann nur darin liegen, daß der Tod für sie ein schrecklicher Gedanke ist, daß sie lieber von ihm selbst plötzlich überrascht werden, als seine Schrecken in der Einbildung im Voraus empfinden wollen.

Große Leiden sind mit dem natürlichen Tode wesentlich gewiß nicht verbunden; und die Furcht vor physischen Schmerze ist nicht die Ursache, weßhalb der Tod für die Pluralität der Menschen schauderhaft ist. Das Schreckliche des To-

des beruht, wie mir scheint, auf folgenden Gesichtspunkten: 1) der Tod erscheint als gänzliche Vernichtung alles Bewußtseins, und also unsers ganzen Wesens und Seins. Der Gedanke: du hörst auf dich selbst zu fühlen, dein Bewußtsein verlischt plötzlich, oder sinkt durch allmählige Ermattung bis zum Nichts, auf dieser Erde wirst du nie wieder ein Ich sein, dieser Gedanke ist für die Meisten so empörend, daß ihn, wenn er lebhaft gefaßt wird, selbst die Hoffnungen der Religion nur wenig mildern können. 2) der Tod trennt uns von allem, was uns als lebenden Wesen theuer und interessant war; alle Bande, die uns an physische und moralische Güter der Erde knüpften, werden zerrissen. Mögen wir noch so zuversichtlich auf die Güter der andern Welt rechnen, so steht dennoch unser Herz in so viel nahen und festen Beziehungen mit Gegenständen und Personen dieser Welt, daß es uns unerträglich ist, uns eine ewige Verbannung aus dieser Sphäre zu denken. Nur Wesen, die sich in dem Phleg-

ma ihrer Fühllosigkeit für nichts interessiren, können den Augenblick mit Gleichmuth entgegensehen, der sie von allem scheidet, wofür irgend in dieser Welt ihr Herz schlug: eine menschliche Gemüthsstimmung ist diese nicht; sie ist unnatürlich; 3) man fasse welche Ansicht des Todes man wolle, er führt ein schauderhaftes Geheimnißvolles für Menschen mit sich, deren Geist auch nur einiger Maßen zum Denken geweckt ist; er führt entweder zu dem gräßlichsten Schicksale einer gänzlichen Vernichtung, oder er führt aus der Sphäre des Lebens in ein unbekanntes Land, dessen Güter selbst uns Schauer erregen, weil wir nicht im mindesten fähig sind, uns von ihnen eine Vorstellung zu machen. 4) welche Hoffnungen man auch in Beziehung auf den Tod nähre, so überwiegen dennoch die Schrecken einer möglichen gänzlichen Vernichtung die Reitze einer möglichen ja auch glaublichen reitzenden Zukunft. —

Die ruhigsten und freudigsten Sterbenden waren jederzeit Schwärmer; und in der That kann nur abergläubische Schwärmerei die Schre-

cken des Todes für die meisten Menschen überwinden. Es geschieht dadurch, daß man ihnen eine fortdauernde Verbindung mit ihren irdischen Verhältnissen vorspiegelt, und das Geheimnißvolle des Todes aufhebt, indem man den Hoffnungen für die Zukunft die möglichste Anschaulichkeit ertheilt *). Indessen sind nur wenig Menschen fähig, sich auf diese Weise überreden und überlisten zu lassen. Der Tod bleibt für die Phantasie der Meisten Vernichtung, wenigstens eine Vernichtung auf lange Zeit.

*) Man wird diese Stelle nicht mißverstehen. Ich kenne den Tod zu wenig, um zu behaupten, daß er uns ganz von den irdischen Verhältnissen losreißt, ich bin zu unbekannt mit einer andern Welt, um durch die Bilder ihrer Glückseligkeit den von der Erde Scheidenden zu trösten. Ich erkläre also alle Meinungen, worin man sich in dieser Hinsicht ein Wissen und objective Wahrheit anmaßt, für abergläubisch und schwärmerisch. Die meisten standhaften Sterbenden sind Abergläubische und Schwärmer gewesen, nächst ihnen die meisten Verzweifelnde und des Lebens Ueberdrüßige; äußerst wenige waren aus richtigen Grundsätzen groß und ruhig.

Keine Nation kann in eine Strafe willigen, welche ihren Geist vergiftet. Ewig verbannt sei also das Reissen mit glühenden Zangen, das Rädern mit Keulen und Rad, verbannt sei auch Brandmarkung und ewige Infamie, der äußerste Grad der Strafe sei Tod. —

Ich wollte eine große Wette eingehen, ob Sie mir nicht mit der Frage einfallen würden: wie sich denn nun die Todesstrafe zu der Cultur der Nationen verhalte, welche bekannter Maßen sinken und steigen kann? Irre ich nicht, so haben Sie mir von diesem Gesichtspunkte aus bei mündlichen Gesprächen Einwürfe gemacht, denen Sie eine nicht geringe Wichtigkeit beilegten. Bestimmter als damahls erkläre ich mich jetzo, und meine Erklärung vergiebt der Sache der Todesstrafen nichts. Steigt die Cultur — (Cultur betrifft vorzüglich Moralität und Herz des Menschen) — so werden die Verbrecher selten; von Verbrechern läßt sich dann voraussetzen, daß das Schändliche der Todesstrafe sie um so tiefer erschüttern werde. Was kann der Bürger einer gebildeten Nation schreck-

licheres denken, als den allgemeinen Zuruf der Mitbürger: du verdienst nicht mehr ein Glied unsrer Gesellschaft zu sein; und da überall ein gemeines Wesen sein muß, so ist das Beste, man vernichtet dich für die Erde. — Sinkt die Cultur, verwildern die Menschen, so hängen sie bloß am Leben und dem damit verknüpften Genusse, um so mehr ist ihnen der Tod schauderhaft. In jedem Falle ist Todesstrafe das höchste Abschreckungsmittel für Verbrecher. Erhebt sich die Menschheit zu dem Grade ihrer Vollkommenheit, bei welchem Verletzungen der ersten Rechte unsrer Natur nicht möglich sind, so fallen die Todesstrafen von selbst weg; sind alle Menschen einst so unverbrüchlich gerecht gegen einander, so ist gar keine Strafgesetzgebung nöthig. —

Mehr will ich nicht für den Tod der Verbrecher sprechen. Ich habe genug gesagt, um Ihren Vorwurf zu widerlegen, daß ich inconsequent sei, indem ich die Todesstrafen für recht, und zweckmäßig halte, und doch nie Augenzeuge einer Hinrichtung sein mag.

Leben Sie wohl und theilen Sie mir eine Beurtheilung meiner Briefe, unbefangen, wie ich sie von Ihnen voraussetze, baldigst mit.

Nachrede.

Daß gegenwärtiges Werk nicht ohne Erfolg und mit dem Beifalle sehr achtungswürdiger Männer fortrückt, freut mich um so mehr, da einen Mitarbeiter der allgemeinen Literaturzeitung der Kitzel angewandelt hat, im 280sten Stücke des Jahrgangs derselben von 1798 den ersten Band jenes Werkes auf eine Weise anzuzeigen, bei der man bald über die Ohnmacht und kleinliche Tücke des Mannes lachen, bald das Schicksal der Deutschen Kritick und die Entehrung eines so vollkommen organisirten literarischen Instituts bedauern muß. Ich würde kein Wort über diese verächtliche Kleinigkeit verlieren,

wenn der Ungenannte nicht so gar plump verfahren wäre. Ich erinnerte mich bei seinem Producte jenes jungen Menschen, der dem Minister Pitt auf der Straße ein Pasquill überreichte, welches er gegen ihn aus Noth habe verfertigen müssen; Pitt las es, frug ihn, was er damit zu verdienen denke, gab ihm so viel Guineen, als er verlangte, zugleich aber den guten Rath, sein Handwerk besser zu lernen, denn er verstehe noch gar nicht, wie man einen rechtlichen Mann vor den Augen des Publicums beschimpfe; drucken möge er es immer lassen. Ohne mich diesem in seiner Art großen Manne gleichzustellen, erlaube ich mir dennoch diese Worte auf meinen Richter anzuwenden. Er ist, nach dieser Recension zu urtheilen, noch ein Kind in der Kunst der kritischen Kabale, und hat noch viel zu lernen, ehe er fürchterlich wird, so fürchterlich er sich auch stellt.

Jedem vernünftigen Leser, der nicht gegen mich eingenommen ist, ohne mich zu kennen, muß der Ton auffallen, den er sich gegen mich

erlaubt. Vom obersten Gipfel des Berges der Weisheit steht der erhabene Mann auf mich herab, und droht mir die gerechte Rache der Musen mit einem hölzernen Zepter, der einem Schulmeisterbakel nicht unähnlich sieht. Man kann leicht denken, daß er keine Einheit, sondern eine Vielheit ist, daß er nicht anders denn als ein multiplicirtes Ich über mich abspricht: „Wir haben gegen diesen Plan nichts“ — „wir können uns keine Klasse von Lesern denken, denen wir diese Sammlung zur lehrreichen und nützlichen Lektüre empfehlen könnten„ — „diese Abhandlung steht, wenn wir uns nicht irren, auch in Fests Beiträgen“ — „wir hätten diese Schilderung des menschlichen Elends nicht aufgenommen“ — „wir können eben nicht sagen, daß diese Bemerkungen den Gegenstand ganz erschöpfen.“

Es sei mir erlaubt über das multiplicirte Ich der Deutschen Kritiker incognito einige Worte zu sagen. Es ist in jeder Rücksicht lächerlich. Vormahls durfte man es sich bei sol-

chen Journalen füglich gestatten, welche von Gesellschaften verfaßt wurden, die in den Hauptgrundsätzen harmonisch und über die Methode der Beurtheilung einig waren. Hier war es kein Stolz, Wir zu sagen, sondern das Wir drückte Wahrheit aus: jeder Recensent konnte im Allgemeinen auf Einstimmung seiner Mitarbeiter rechnen; was er sprach, sprach er im Namen der Gesellschaft. Aber wer, der die kritischen Institute unsrer Zeit kennt, muß nicht gestehen, daß das Wir der jetzigen Recensenten wahrer Unsinn ist, oder die lächerlichste Unverschämtheit und Eitelkeit ausdrückt. Wenn es ja ferner gebraucht werden soll, so setze man doch hinzu: von Gottes Gnaden.—

Es ist den multiplicirten Ichs unsrer gelehrten Zeitungen eigen, daß sie ihre Untergebnen (dieß sind alle Gelehrten Deutschlands) höchst cavalierement behandeln. Mein Recensent scheint darin Meister zu sein: „Wir haben „gegen diesen Plan nichts.“ Als ob man ein Imprimatur von Ihnen nöthig hätte, um die Ausführung eines Plans zu unternehmen! —

„wir können uns keine Classe von Le-
„sern denken, denen wir diese Samm-
„lung zur lehrreichen und nützlichen
„Lectüre empfehlen könnten?“ Also
brauche ich ein Recommendationsschreiben von Ihnen, um Leser zu finden; wie betrügen Sie sich! Fiel es Ihnen nicht ein, daß andere wohl vielleicht denken können, was Sie nicht denken können?
„Diese Abhandlung steht schon —
„wenn wir uns nicht irren, in Fests
„Beiträgen.“ Freilich haben kritische Cavaliers nicht Zeit nachzuschlagen; es wäre auch zu viel Ehre für niedrige Rotüriers von Schriftstellern. „Zwei Uebersetzungen des Her-
„ausgebers, von denen die erste (eine
„Uebersetzung der Frau von Lambert) doch
„wenigstens das Verdienst eines gu-
„ten Ausdrucks hat.“ Er giebt bedeutend zu verstehen, daß das Uebrige daran schlecht sei, läßt sich aber aus Mitleid darüber nicht heraus. „Der Verf. hat vollkommen
„Recht, wenn er behauptet, daß der
„Gemüthszustand der Hypochondrie

„noch fast gar nicht untersucht ist.“ Das brauchten Sie eben zu bekräftigen, außerdem hätte man mir es nicht geglaubt. „Wir „können eben nicht sagen, daß diese „Bemerkungen den Gegenstand ganz „erschöpfen oder sehr tief eindringen, „da aber doch die gemeinsten Erschei„nungen dieses Gemüthszustandes „deutlich entwickelt sind, so möch„te dieser Aufsatz vielleicht der „beste in der ganzen Sammlung „sein.“ Dieß ist das non plus ultra kritischen Cavaliertons,*) und es möchte diese Stelle vielleicht möglichermaaßen und nicht unglaublich den Ordensbrüdern des würdigen Mannes einst zum Muster dienen.

*) Einen ähnlichen Ton hat sich der Recensent meines Naturrechts in der A. L. Z. erlaubt; er ließ es vier Jahre liegen, und dann fand er, daß es weder genialisch noch sophistisch geschrieben sei, also die Wissenschaft dadurch nichts gewonnen habe. Einfache Darstellung ist jetzt vor gewissen Richterstühlen, deren Einfluß doch im-

Doch nun zur Hauptsache, mein Herr! und ein Wort ernstlich gesprochen! Ich bringe Ihre Schlechtheiten unter folgende Rubriken:

I.

Eine boßhaft-unverschämte Erklärung gegen eigne Ueberzeugung.

Er kann sich keine Klasse von Lesern denken, denen mein Buch irgend nützen könne. Ich würde mich wegwerfen, wenn ich mich dagegen vertheidigte. Nur die Ausflucht will ich ihm abschneiden, als habe er gemeint, eine bestimmte Klasse, der mein Buch ausschließlich nützen könne. Es steht auf dem Titel: speculativen und populairen Inhalts. Erlaubt ist es doch wohl für tiefere Denker und Liebhaber der Philosophie

mer mehr und mehr abnimmt, ein Verbrechen; nur gemeine Köpfe wollen lichtvoll schreiben, große hüllen sich in Nacht, wie Homers Apollo. Einem gewissen Herrn habe ich durch meine Schriften Langeweile gemacht; — erhabener S.! wie viel Kurzweil haben Sie mir gemacht!

zugleich eine Sammlung anzustellen. Große Männer haben dieß oft genug und ohne Anstoß gethan.

2.

Eine Lüge aus Faulheit nachzuschlagen, oder wohl gar Unterlassung des Lesens meiner Abhandlung.

Er sagt von der ersten Abhandlung, sie stehe schon in Fests Beiträgen und in der Sammlung, die unter dem Titel: Originalideen (der, wie ich mich in der Vorrede erklärt habe, vom Herrn Verleger herrührt) erschienen ist; mit Befremdung sagt er: „sie sei weder hier noch dort vollendet“ und fragt „was man von dieser Art Schriftstellerei sagen solle, da man Einerlei dem Publikum immer wieder von neuem für sein Geld auftischt?“ — Ich frage, was soll man von einer Recensiererei halten, da man (gut Deutsch!) nicht lieset, was man aburtheilen will, und dem Publicum für sein Geld Lügen auftischt? (edler Styl!) Daß er meine erste Abhandlung nicht gelesen hat, sehe ich

daraus, daß er sie für einerlei mit jener in den Originalideen hält, (im Fest stehn nur einige Blätter; es war auch hier nicht der Ort, das umfassende Ganze auszuführen) daß er nicht S. 66. gelesen hat, die Fortsetzung folge in den nächsten Bänden, daß er auch daraus nicht geschlossen hat, was ihm die Einleitung sagen mußte, es sei diese Abhandlung von großem Umfange und der Hauptgegenstand des ganzen Werkes. Kann ich eine vollständigere Philosophie über die Leiden der Menschheit liefern, als wenn ich nach und nach ein Werk ausarbeite, welches alle diese Leiden und die Trostgründe gegen sie befaßt? und kann man vernünftiger Weise in einem solchen Bändchen das Ganze desselben suchen, da jedes Bändchen auch ganz populaire Stücke enthalten soll? Uebrigens ist die Einleitung 1 und ¼ Bogen stark, ganz neu, und die Abhandlung selbst beträchtlich vermehrt. Gesetzt aber auch, dieß wäre nicht, so würde mir niemand verdenken können, den Anfang der Abhandlung unvermehrt hier aufzunehmen, da Herr Baumgärt-

ner die Originalideen nicht fortsetzt; oder sollte ich ein großes, reif durchdachtes, nützliches Ganzes liegen lassen, weil es einem Buchhändler nicht gefällt, ein Werk fortzusetzen, worin eine Probe davon steht? Recensent müßte beweisen, es tauge nichts; er hat aber vom Inhalte weislich geschwiegen. — Sein Betragen ist um so unverantwortlicher, da der zweite Band schon in seinen Händen war, als er diese Recension verfaßte. Die Fortsetzung der Abhandlung in diesem 2ten Bande mußte ihm, wenn er sie anders las, keinen Zweifel über meinen Plan übrig lassen.

Eine andere Lüge ähnlicher Art ist die, daß ich das Stück aus Charron eilfertig und nachlässig übersetzt habe. Schon, daß ich eine Uebersetzung dieses Humoristen vor zwei Jahren ankündigte, läßt vermuthen, daß ich wohl mit ihm vertrauter sein möge, als Recensent. Er weiß aber nicht, wie man einen Humoristen übersetzt, oder hat gar keinen Sinn für Humor, weiß nicht was Humor ist und wirken kann; das letzte zeigt seine einfältige Bemerkung:

„Der Ton, der mit fröhlicher Laune und Ernst abwechselt, noch mehr aber die Declamation, die oft nur den Witz, aber nicht den Verstand befriedigt, lassen keinen festen Eindruck zurück.“ Armer Montagne! Armer Bode! Ich bitte jeden Kenner des Charron, das Original der Stelle mit meiner Uebersetzung zu vergleichen, aber natürlich das ganze Stück zu lesen. Es ist eine Recensentenbüberei, bei Werken von diesem Geiste einen Perioden zur Probe zu geben. Allenfalls gebe ich ihm den Grinspeter preis, obwohl er sich nach dem Tone des Ganzen wohl vertheidigen läßt; daß ich aber trouble-fête und rabat-ioye durch Störenfried und Schadenfroh, forgeur des maux durch Jammerschmid übersetzt habe, ist reiflich überlegt und im Style des ganzen Stücks. Die Lateinischen Stellen sind absichtlich nicht übersetzt; denn sie erreichen ihre Wirkung nur im Originale. Weislicher hätte er bemerkt, ich hätte sie weglassen sollen;

allein der Theil des Publicums, welcher der Lateinischen Sprache kundig ist, würde mir es nicht verdankt haben, da die Stellen so schön gewählt sind. — Was in dem Druckfehler London statt condom lächerliches sei, ist mir unbegreiflich. Es ist ein Wunder, daß er mir die Gnade erzeigt, den Fehler für einen Druckfehler zu halten.

3.

Unredlichkeit in der Anerkennung dessen, was ein Schriftsteller geleistet hat.

„Ich habe die Materie von der Hypochondrie nicht ganz erschöpft.“ Welche Sottise! Haben sie je gehört, weiser Herr, daß man einen Gegenstand der Erfahrungsseelenlehre, wo man ins Unendliche fort beobachten kann, ganz erschöpfe? Qualis! Quanta! Und sagen Sie nicht selbst, die Abhandlung werde fortgesetzt, wie kann es sich in Ihrem Kopfe reimen, sich zugleich zu

wundern, daß der Gegenstand hier nicht erschöpft ist?*) Ob ich nirgends tief eingedrungen bin, darüber mögen Kenner entscheiden; daß ich nur die gemeinsten Erscheinungen deutlich erklärt habe, also nur die Rolle eines trivialen Enucleators gespielt habe, ist eine evidente Unredlichkeit, die keine Vertheidigung verdient. Der zweite und dritte Band sprechen für mich noch mehr als der erste.

*) Ich könnte mehrere Beispiele solcher Unredlichkeit anführen. Nur eins: der Recensent meines Naturrechts in der A. L. Z. sagt, ich habe das Staats- und Völkerrecht so eilfertig bearbeitet, daß man auch nicht eine erhebliche Idee ausheben könne. War es denn in jenem Werke mein Zweck? Wußte er nicht, daß ich ein ausführliches Staatsrecht in 2 Theilen herausgegeben, und ein Völkerrecht angekündigt habe, welches in nicht langer Zeit unter die Presse kommt? Da die Recension erst nach vier Jahren erschien, so mochte er dieses wohl wissen.

Endlich S. 623 läuft ihm eine vernünftige Bemerkung entgegen, für die ich ihm danke, obwohl ich mich dagegen, wie er selbst einsehen muß, vertheidigen kann. — So viel für dieß Mahl; sehn wir uns wieder, ein Mehreres!

K. H. Heydenreich.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler.

Seite 22 Zeile 8 Statt verwildeter lies verwilderter
— 32 — 23 fehlt am Ende der Zeile das Wort: sich
— 37 — 14 setze nach dem Wort „Gefühle" hinzu: zu herrschen
— 38 — 19 Statt das innige lies dasjenige
— 43 — 1 Statt den entschieden den lies den entscheidenden
— 53 — 4 u. 5 Statt gemäßigter lies gemäßigten
— 67 — 23 Statt übrig lies übrige
— 76 — 23 — ein — sein
— 91 — 6 — Cratianus lies Gratianus
— 113 — 18 Statt Fei lies Feil
— 127 — 9 u. 10 Statt citharledos lies citharödos

Seite 135 Zeile 7 setze nach „theilen" hinzu: in
— 146 — 4 Statt hatten lies hatte
— 163 — 10 — den — dem
— 189 — 7 — wenn denn lies wenn jene
— — — 23 Statt coupabe lies coupable
— 190 — 2 — den lies dem.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heydenreich, Karl Heinrich, 1764-1801

Philosophie über die Leiden der Menschheit

Bd.: 3

Leipzig 1799

Ph.pr. 638 s-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040837-3
VD18 90971434